

---

Irving Wohlfarth

## Christa Wolf oder Die Arbeit des blinden Flecks

---

It isn't that I don't know everything and feel everything (who did know him, if I didn't?), but I can't put it down, you see. There's a kind of blind spot, she said, touching her forehead, there. And when I can't sleep o'nights, I fancy I shall die without having done it.

Virginia Woolf, *Night and Day*, Kap. 9<sup>1</sup>

The mind should develop a blind spot whenever a dangerous thought presented itself. The process should be automatic, instinctive. *Crimestop*, they called it in Newspeak.

George Orwell, *1984*, 3. Teil, Kap. 4<sup>2</sup>

L'utopie aura entre d'autres pour tâche de repérer les points aveugles de l'émancipation moderne. [...] Bref, ouvrir et tracer à l'utopie de nouvelles «lignes de fuite» vers un non-lieu autre. [...] un mode de pensée sauvage qui [...] marque les limites de la raison et en désigne les points aveugles.

Miguel Abensour, *L'Utopie de Thomas More à Walter Benjamin*, 26, 116<sup>3</sup>

*Ein blinder Fleck mag eine vereinzelte Fehlerquelle sein: ein weißer Fleck auf einer sonst gut kartographierten Fläche. Der blinde Fleck, mit dem es Christa Wolf zu tun hat, ist eher Teil und Makel der menschlichen Konstitution. Zu nahe(liegend), um in unseren Blickkreis treten zu können, gehört er der Anatomie unseres Wissens und Unwissens an; und was es mit diesem *unser* und *Un-* auf sich hat, liegt ebenfalls im Dunkeln. Wüssten wir, was und wo er ist, wäre er – wären wir – nicht mehr blind. Nicht, dass er uns ganz so unzugänglich*

ist wie Kants Ding an sich; er ist vielmehr »an und für uns: da. Dank vor allem der breiten Rezeption der Psychoanalyse ist er uns, zumindest als Redensart, geläufig. Inwieweit er sich aufklären lässt, steht auf einem anderen Blatt. Dessen Erforschung stellt eine unabschließbare Aufgabe im Sinne von Freuds »unendlicher Analyse« dar.

Als literarische Erbin deutsch-protestantischer Seelenprüfung ist Christa Wolf dieser »Berufspflicht« beharrlich nachgegangen. Oder besser: sie wurde von ihr umgetrieben. Denn ihre Arbeit *am* blinden Fleck ist immer zugleich die *des* blinden Flecks gewesen. Daher die böse Erfahrung, die sie eines Tages mit ihm machen sollte. Trotz einer jahrzehntelang geübten Gewissensforschung, die den Verhören der Stasi in nichts nachstand, stieß sie in deren Archiven eines Tages auf einen eigenen blinden Fleck. Und zwar einen, den sie am allerwenigsten an sich dulden konnte. Für solche Begegnungen hat Freud die Begriffe des »Unheimlichen« und der »Nachträglichkeit« geprägt.<sup>4</sup> Es geht dabei immer um die »Arbeit« des Unbewussten.

Ein weiteres Stück Nachträglichkeit kam bei der Umarbeitung des folgenden Aufsatzes hinzu. Kurz nachdem eine erste Fassung 2011 erschienen war,<sup>5</sup> erfuhr sein Verfasser durch Gerhard Wolf, dass die Autorin 2007 einen Vortrag zum selben Thema gehalten hatte. Dieser wurde erst 2012 veröffentlicht;<sup>6</sup> dessen Lektüre regte den hier beigelegten »Nachtrag« an.

Was Freud einmal von der Psychoanalyse gesagt hat, gilt auch für die Literaturkritik: sie hinkt den Dichtern nach.<sup>7</sup> Auch das Nachhinken machte die Dichterin, der hier nachgegangen wird, vor. Kommt man doch dem blinden Fleck kaum anders als nachhinkend bei. Die Geistesgegenwart, die aus dem Unbewussten heraus handelt, ist die Ausnahme, die diese Regel bestätigt. Auch sie ist blind, aber auf andere, ja hellseherische Weise. Der Unterschied zwischen den zwei Blindheiten ist hauchdünn. Aber er ist entscheidend.

#### *Vieldeutigkeit des blinden Flecks*

Spätestens seit den achtziger Jahren ist Christa Wolf immer wieder, wie zum Ort eines Verbrechens, zu einer Tabu- und Schattenzone zurückgekehrt,<sup>8</sup> wo, mit Freud und Rimbaud gesprochen, das Ich kaum Herr im eigenen Hause und ich ein anderer ist. Diesen Ort nennt sie »den blinden Fleck«;<sup>9</sup> »schwacher Punkt«, »Punkt des stärksten Schmerzes«, »Fehlkonstruktion«, und »unsere besondere Art und Weise, uns in dieser Welt zu behaupten« gehören zu ihren weiteren Umschreibungen dieser (un)empfindlichen Stelle. Sie sind weniger Begriff – dieses (Un-)Ding entzieht sich vielmehr jedem Zugriff – als »Adernetz«.<sup>10</sup> Sowohl die literarische Moderne als auch die Psychoanalyse haben sich mit diesem Knäuel

scheinbar heterogener Motive beschäftigt. In Analogie zu Kafkas Odradek könnte man es die Sorge der Hausmutter nennen: deren »Sorge um sich«.<sup>11</sup>

Der blinde Fleck, so wie er sich Christa Wolf darstellt, hat ein Janusgesicht. Das eine schielt nach Freud, das andere nach Marx. Einerseits treibt er sein Unwesen von jenem Haus- und Hinterhalt aus, den Freud »die andere Szene« nennt, und droht die besten Pläne zu vereiteln: insbesondere die des Sozialismus. »Es scheint auch mir unzweifelhaft«, schreibt Freud, »daß eine reale Veränderung in den Beziehungen der Menschen zum Besitz hier mehr Abhilfe bringen wird als jedes ethische Gebot; doch wird diese Einsicht bei den Sozialisten durch ein neuerliches idealistisches Verkennen der menschlichen Natur getrübt und für die Ausführung entwertet« (GW XIV, 504). Andererseits stellt er ein *anderes* Anderes dar, das »inzwischen fast ein Tabuwort« (DWA, 23) geworden ist: jener »schmale Streifen Zukunft«, den Christa Wolf das »Zeitenloch« der Utopie nennt. Ein blinder Fleck stellt damit die Kehrseite des *anderen* dar. Wo der eine war, soll – frei nach Freud – der andere werden: »Wir wußten doch immer, daß es das eigene widersprüchliche Leben ist, aus dem das *ANDERE* wird.«<sup>12</sup>

Die Utopie ist auf zweierlei Weise tabu. Zum einen ist es verboten, sich von ihr – wie einst von Gott – ein Bild(nis) zu machen. Darum wird sie seit Thomas More oft als Insel oder mit Fourier als »absolute Abweichung« (*écart absolu*) vorgestellt. Als ein von unserer Lebenswelt unbefleckter Ort ist sie ein im positiven Sinne blinder Fleck. Um der Utopie gewahr zu werden, muss man von unserer Welt »absehen«; und erst auf diesem Umweg bekommt man diese ihrerseits in den Blick. Zum anderen herrscht seit dem Kalten Krieg ein diametral entgegengesetztes »Utopieverbot«<sup>13</sup> samt der dazugehörigen Blindheit vor. Es besteht darin, Utopie reflexartig mit Totalitarismus gleichzusetzen, eine angeblich ideologiefreie, pragmatische, aber in Wirklichkeit neoliberale Ideologie der Alternativlosigkeit vorauszusetzen, und dabei zu verkennen, dass eine Gesellschaft ohne Utopie einem Totalitarismus eigener Art verfällt.<sup>14</sup> Anstatt »Splitter« des Messianischen (GS, I.2, 704) hat man dann einen Balken im Auge.<sup>15</sup>

Weitere Tabus kommen hinzu. Erstens gehören »Zukunft« und »Utopie« zu den Vokabeln, die man sich »manchmal verbieten muss«, um nicht »weich zu werden«.<sup>16</sup> Zweitens stellt sich die Frage, ob man nicht schon deswegen auf sie verzichten soll, weil sie – wie das Wort »Kommunismus« – inzwischen durch politischen Missbrauch belastet und in diesem Sinn befleckt sind. Dennoch lassen sich diese Wörter nicht verbrauchen; sie sind unverzichtbar. Wie also entscheiden, ob sie bis auf weiteres brachliegen sollen oder heute erst recht wieder einzusetzen sind?

Christa Wolf tastet sich hier in beide Richtungen vor. Die Hoffnung auf ein »anderes Deutschland«, das die zurückkehrenden antifaschistischen Exilanten in

die DDR setzten, hat sie lange geteilt und dann die Trauer eines Lebens ohne Alternative durchmachen müssen. Ein allzu blinder, glühender, leuchtender Glaube hatte die blinden Flecke und Schattenzonen des real existierenden Sozialismus verdeckt. Schon als Mitglied des Bund Deutscher Mädel war Wolf eine Gläubige gewesen. Mit dem sogenannten Ende des Kommunismus bekehrte sie sich jedoch nicht, wie viele ehemalige und jetzt gewendete Kommunisten, zum Unglauben, sondern blieb, gläubig-ungläubig, dem Erbe dieses bisher kläglich gescheiterten Experiments treu. »Treiben die Utopien unserer Zeit«, fragt sie einmal, »notwendig Monster heraus? Waren wir Monster, als wir um einer Utopie willen – Gerechtigkeit, Gleichheit, Menschlichkeit für alle –, die wir nicht auf-schieben wollten, diejenigen bekämpften, in deren Interesse die Utopie nicht lag (nicht liegt)?«<sup>17</sup> Der quälende Umstand, dass Utopien totalitäre Keime in sich tragen *können*<sup>18</sup> und zum Alibi realer Totalitarismen geworden *sind*, hat sie nie dazu bewegen können, beide Begriffe umstandslos miteinander zu vermengen. Was in dürftiger Zeit blieb, war ein blindes Tasten nach dem Anderen, und sei es nur ein Fetzen, ein Streifen, eine Nische, eine Grotte, oder ein historischer Augenblick. Die Utopie war also auch in diesem Sinn ein bloßer Fleck. An manchen Stellen von Christa Wolfs Schriften kippt diese Suchbewegung in die romantische Sehnsucht nach einem *anderen* blinden Fleck um: dem schwarzen Loch des Todes.

VIELLEICHT IST ES UNS AUFGEGEBEN, DEN BLINDEN FLECK, DER ANSCHEINEND IM ZENTRUM UNSERES BEWUSSTSEINS SITZT UND DESHALB VON UNS NICHT BEMERKT WERDEN KANN, ALLMÄHLICH VON DEN RÄNDERN HER ZU VERKLEINERN. SO DASS WIR ETWAS MEHR RAUM GEWINNEN, DER UNS SICHTBAR WIRD. (SE, 48)<sup>19</sup>

Dass der blinde Fleck, anstatt zu schrumpfen, sich heute wie ein Krebsgeschwür ausbreitet, stellte für Wolf nicht nur die Möglichkeit einer anderen Welt, sondern den Fortbestand der unseren in Frage. Einmal – ein für allemal – hatte sie erfahren, dass die Möglichkeit der Utopie wirklich bestand, und zwar genau in jenem historischen Augenblick, als der Untergang des sogenannten Kommunismus eingeläutet wurde. 1979 hatte sie *Kein Ort. Nirgends* geschrieben: 1989 schien der vermisste Ort realiter da zu sein.<sup>20</sup> Allein für jenen Glücksmoment hatte sich die mit sich und ihrem Mann immer wieder neu verhandelte Entscheidung gelohnt, in der DDR auszuharren: »Es war das Unvorstellbare, das sich in Wirklichkeit verwandeln wollte. Und das, ihr ahnt es, nur eine historische Sekunde dauern konnte. Aber es hat es gegeben. [...] Später Häme, Hohn und Spott, natürlich. Utopieverbot« (SE, 411).

Freud hat das Unbewusste zunächst dem Nervensystem, dann der Psyche zugeordnet. Mit dem blinden Fleck verhält es sich ähnlich. Er gehört, wörtlich

genommen, der Physiologie des Auges an, als geronnene Metapher eher der Psychologie. So auch bei Christa Wolf. Nur selten begreift sie ihn im streng physiologischen Sinn.<sup>21</sup> Ginge doch damit die Frage nach unserer Verantwortung für unsere unbewusst begangenen Verfehlungen verloren. Der blinde Fleck steht bei ihr vielmehr für das, was in einem mal psychoanalytischen, mal politischen Sinn *widersteht*. Jeder dieser Widerstände widersteht dem anderen und hindert ihn daran, das letzte Wort zu behalten. Freud und Marx mit- und gegeneinander im Kampf: darin bestünde die widersprüchliche Arbeit des blinden Flecks.

Mehrdeutig ist er in vielerlei Hinsicht. »Fleck« hat – wie *spot* und *tache* – zwei Bedeutungen: »schmutzige Stelle« und »kleiner Ort«; und als *blinder* ist er unsichtbar oder aber nichtsehend. Damit stellt sich die Frage, warum es der Fleck ist, der blind sein soll, und nicht das Auge selbst. Was macht uns sehend und nichtsehend zugleich? Ein Projektionsmechanismus (Freud)? Ein verborgener Schematismus (Kant)? Oder letztlich doch der optische Nerv? Kurzum, die Redensart »blinder Fleck« ist fast so vieldeutig wie das Wort »unheimlich« und hat es wie dieses mit der Paradoxie einer »eigenen Fremdheit« (SE, 120) zu tun.<sup>22</sup>

Von hier ist es zum deutschen Kinderreim vom bucklicht Männlein, das dem Kind Streiche spielt, nicht weit. Benjamin hatte in ihm das Sinnbild unserer Verfehlungen, zuletzt aber die davor rettende Instanz gesehen. Wen es anschauet, der gebe nicht acht, »nicht auf sich selbst und auf das Männlein auch nicht«. Dessen »Arbeit« bestehe, seinen »Halbpart des Vergessens« einzutreiben und uns, die wir dann das »Nachsehen« haben, nachträglich einiges davon einfallen zu lassen.<sup>23</sup> So gesehen, ist jener krumme Zwerg so doppeldeutig, unsichtbar und blindmachend wie der blinde Fleck.

Christa Wolf selbst hat ihr Gedächtnis einen unheimlichen Streich gespielt. Anfang der neunziger Jahre wurde sie von ihrer zwei Jahrzehnte zurückliegenden Tätigkeit bei der Stasi als »IM Margarete« und ihrem bisherigen »Vergessen« dieser ganzen Episode eingeholt. Der blinde Fleck hatte es gleichsam auf sie abgesehen. Dass ausgerechnet er ausgerechnet *ihr*, die ihn zu ihrem primären Forschungsgegenstand gemacht hatte, so übel mitspielen konnte, hat in der medialen Öffentlichkeit für viel Schadenfreude gesorgt. Ist aber diese grandiose Fehlleistung nicht vielmehr als ungewollte Bestätigung oder gar als dunkle Motivation ihres Forschungsinteresses zu deuten? Dass das Ding, dem sie so dicht auf der Spur war, sie hinterrücks überrumpeln konnte, sollte ihre Leser jedenfalls kaum verwundern. Haben doch ihre Texte immer wieder gezeigt, dass eine abgründige Dialektik von Blindheit und Einsicht zur Arbeitsweise des blinden Flecks gehört.<sup>24</sup> Dass solches Wissen keinen ausreichenden Schutz gegen die Tücken des Unbewussten bietet, ist nur ein weiterer Aspekt derselben Gemengelage. Dies alles wusste Christa Wolf besser als alle Besserwisser und wusste es im Ernstfall

doch nicht. Man lernt hier von und an ihrem Beispiel: Unwissen weiß; Wissen weiß nicht; es kann sich sogar ungeschehen machen; beide tricksen mit- und gegeneinander; was zählt, ist die Qualität ihres Schachspiels, das keines ein für allemal gewinnt.

»WIE VOM ENDE HER ALLES SICH AUFKLÄRT« (SE, 121),<sup>25</sup> heißt es in ihrem letzten Buch, das sich an jener Dialektik abarbeitet. Ob angesichts der dort beschriebenen Gemengelage dieser Lehrsatz ohne weiteres stimmt, darf bezweifelt werden. Weiter dürfte der Satz Volker Brauns führen, den Wolf an anderer Stelle zitiert: »DIE WIRKLICHKEIT SELBER ARBEITET DIE TEXTE UM«.<sup>26</sup> Er legt die Frage nahe, ob die Wirklichkeit – hier: ein selbstgebauter Blindgänger und dessen um Jahrzehnte verzögerte Explosion – manche von Wolfs früheren Texten nachträglich anders lesen lässt.<sup>27</sup> Klärt sich alles in *diesem* Sinn vom Ende her auf? Etwa nach dem Motto: »Wie ultraviolette Strahlen zeigt Erinnerung im Buch des Lebens jedem eine Schrift, die unsichtbar, als Prophetie, den Text glossierte« (GS IV.1, 142). Auf solche Fragen gibt es keine gesicherten Antworten. Wer hier durchzublicken meint, spielt wahrscheinlich eine weitere Variante des blinden Flecks durch.

#### *Ungesehen sehend: die Frau als blinder Fleck*

Christa Wolfs Büchner-Preis-Rede (1980) setzt mit dem Bild des alten, erblindeten Faust ein, der das Geräusch der Spaten, die sein Grab schaufeln, für den Erfolg seiner Landnahme hält.<sup>28</sup> Die Produktivkräfte des Bürgertums sind im Begriff, zu Zerstörungskräften zu werden. Aber vielleicht liegen die Wurzeln des Übels weit tiefer. Es wurde »ein Fehler gemacht«, heißt es bei Büchner, »wie wir geschaffen wurden« (VB, 189).<sup>29</sup> Dazu gehört, so Wolf, die vermeintliche Erschaffung Evas aus Adams Rippe. Zum Tanz aufgefordert, sagt Rosetta in Büchners *Leonce und Lena*: »Meine Füße gingen lieber aus der Zeit« (VB, 191).<sup>30</sup> Heute, so Wolf hierzu, treten Frauen endlich aus dem »blinden Fleck« (VB, 193) heraus, an den die männliche Zivilisation sie verbannt hat. Dennoch sei eine mehrfache Verblendung nach wie vor am Werk. Der scheele Blick des sich hinter seine Schießscharten verschanzenden Patriarchats könne weder den eigenen Todestrieb noch die Gewalt erkennen, die es den Frauen antut. Wie zur Entschädigung erkenne es zuweilen eine von ihnen als preiswürdig an.

Der Roman *Kassandra* (1983) ist ein langer innerer Monolog, von der mythischen Figur gehalten, der Apollo die Sehergabe verlieh und die er, als sie seine Avancen zurückwies, dazu verdammt, dass ihr niemand Glauben schenken werde. Ihre Begabung ist, so Wolfs freie Deutung dieses Motivs, untrennbar mit dem Ort des Nicht-gesehen-Werdens verbunden, an den die Frau seit jeher verwiesen

wird.<sup>31</sup> So wie Nietzsches Zarathustra die gesamte abendländische Philosophie nochmals durchlebt, um sie ›umwerten‹ zu können, lässt Cassandra die Epochen des Matriarchats, des Patriarchats und der Frauenbewegung zusammenfallen, um ihr Geschlecht von seinen Grundfesten auf zu entkolonisieren. Dies geht mit einer Entzauberung ihres mythischen Erbes einher. »Könnte sie sich [...] innerlich frei gemacht haben«, fragt sich ihre Autorin, »von *allem* Glauben, auch (und zuerst!) von ihrem eignen?«<sup>32</sup> Durch ihren bevorstehenden Tod von allen Banden befreit, hält Cassandra inne und lässt die Mauern eines tausendjährigen Männerreichs damit erzittern. Diese Stillstellung ist das Vorzeichen eines welt-historischen Umbruchs, der hier im kurzen Interregnum zwischen zwei männlichen Macht- und Geschichtsblöcken stellvertretend stattfindet. Vor der Zitadelle von Mykene – »einst uneinnehmbar, ein Steinhaufen jetzt« (K, 227) – kündigt die Seherin, die den Untergang Trojas (alias der DDR) vorausgesagt hat, nun den seiner Besieger (alias des patriarchal-kapitalistischen Westens) an und nimmt die vertane Chance vorweg, die die »Wende« darstellen wird. Weitsichtiger konnte man 1983 kaum sein. Kassandras Gabe, Stimmen zu hören, ist in die der Schriftstellerin übergegangen.

Der Fremden ist die eigene Orakelstimme selber manchmal fremd. Es bedarf einer langen »Arbeit am Mythos« (Blumenberg), bevor Cassandra in ihren Krisen und Ekstasen die Wiederkehr des vom Patriarchat Verdrängten erkennt. Solange sie die Welt mit den Augen ihrer Umgebung sieht, kommt ihr ihr matriarchalisches Erbwissen unwirklich vor. Erst indem sie sich ihre Position als Fremde und ihre archaischen Trance-Zustände – die wahre Fremde – aneignet, ist es mit ihrer Selbstenfremdung vorbei. Die Arbeit des blinden Flecks besteht hier in den Wehen – *labour* bzw. *travail* sagt man hierfür im Englischen und Französischen – einer zweiten Geburt. Dem Herzen der männlichen Finsternis ist, so wird hier stillschweigend unterstellt, nur das der weiblichen gewachsen.

Was, fragt Cassandra, bedeuten die Frauenfiguren, die in die Wände der alten matriarchalischen Grotten eingeritzt wurden? Wofür brachten sie ihren Priesterrinnen Opfergaben dar? »Für das, was wir in uns nicht zu erkennen wagen, so scheint es mir«, antwortet die »Große Mutter« Arisbe (K, 369).<sup>33</sup> Erst diese Einsicht könnte die ewige Wiederkehr des – männlichen – Gleichen unterbrechen. Was andernfalls geschehen wird, steht Cassandra vor Augen. Der blinde Fleck, der darin besteht, die Frau zum blinden Fleck zu machen, setzt die menschliche Zivilisation insgesamt aufs Spiel.

Kassandra kann ihre weibliche Selbsterkenntnis nur Stück für Stück erwerben. »Ich merke, daß ich, was ich weiß, nicht glauben kann« (K, 315), sagt sie von ihrer matriarchalischen Herkunft.<sup>34</sup> Eine analoge Formulierung begegnet in Wolfs Poetik-Vorlesung hinsichtlich der drohenden nuklearen Vernichtung:

»wir können, was wir sehen, noch nicht glauben. Was wir schon glauben, nicht aussprechen« (KV, 110). Kassandras Warnung darf man ebenfalls keinen Glauben schenken, merkt Wolf an, »solange man nichts, vor allem nicht sich selbst, verändern kann« (KV, 141).

Allen im Palast ist klar, dass Troja den Krieg mit den Griechen aus innenpolitischen Gründen provoziert hat. Aber sie wissen es, ohne es zu wissen. Cassandra erfährt es erst später, zieht jedoch umgehend die Konsequenz, indem sie aus einer verlogenen Staatsräson den Fall Trojas herausliest. Warum aber hat sie als letzte die Lüge erkannt? Zum einen, weil sie daraufhin als einzige begreifen musste, dass Troja verloren war. Zum anderen, weil sie verzweifelt bemüht war, Unvereinbares zu vereinen: die Suche nach der Wahrheit und die Übereinstimmung mit den Herrschenden. Ohne letztere müsste erstere Cassandra vom geliebten Vater entfernen und sie der Staatsreligion entfremden, die bisher ihre einzige Zuflucht gewesen war. Und schließlich, sagt sie sich, habe der »Eumelos in mir« (K, 305) ihr verboten, dem Volk die Wahrheit zu sagen.

Eumelos ist der fähige, zu allem fähige Mann, der einen Überwachungsapparat (alias die Stasi) in Troja eingerichtet hat. Wie sein Name besagt, lässt er keine Dissonanz, keine Dissidenz, nur Euphonie und Euphemismus zu.<sup>35</sup> Schwachstellen und blinde Flecke weiß er auszunutzen. Cassandra sieht schließlich ein, dass ihr Misstrauen ihm gegenüber Kalkül und Komplizenschaft nicht ausschließt und dass der Palast sie so lange im Griff haben wird, wie sie dessen Priesterin bleibt.<sup>36</sup> Zwar hätte sie nie auch nur ansatzweise mit der Eumelos-Behörde zusammenarbeiten können. Dennoch besteht eine gefährliche Interessengemeinschaft zwischen den Organen der Staatssicherheit und ihrem eigenen Bedürfnis nach Sicherheit. Die eigene Stimme zu finden, bedeutet somit nichts weniger als ihre bisherige Einstimmung auf Familie, Staat und Religion aufzukündigen. Die Folgen dieser Umkehr – einer wahren »Wende« – lassen nicht auf sich warten. Cassandra wird umgehend als Wahnsinnige traktiert, eingekerkert, und so an den blinden Fleck zurückgeworfen, dem sie entkommen war, als sie zur Priesterin wurde.

Abnabelung vom Palast, Entdeckung der eigenen Stimme, Repressalien: die Parallelen mit Christa Wolfs eigener Situation – die vergleichsweise keine tragische, aber eine kraftzehrende war – liegen auf der Hand. Auch sie hätte der Stimme ihres Berufs nicht folgen können, ohne zumindest innerlich mit den Herrschenden gebrochen zu haben; auch sie konnte fortan nicht mehr dasselbe wollen wie »sie«. Das Schreiben war zum Prüfstein ihrer Existenz geworden. Hier saß sie, sie konnte nicht anders: der protestantische Glaube an die Schrift gebar sich als schriftstellerische »Berufspflicht« neu und löste das parteipolitische Credo ab.

Wenn Cassandra schildert, wie schwierig der Weg zu einer endgültigen Einsicht in ihren blinden Fleck – ihre Anfälligkeit der Eumelos-Behörde gegenüber

– gewesen war, so schöpft ihre Autorin offenbar aus eigener Erfahrung. Nur, dass *ihr* Erkenntnisprozess noch lange nicht abgeschlossen war. Während Kassandras Behauptung, sie hätte mit der Eumelos-Behörde niemals zusammenarbeiten können, unanfechtbar bleibt – letztere hatte noch kein Archiv! –, wird sich Wolf eines Tages darüber Rechenschaft geben müssen, wieso sie die Stasi an sich hatte heranlassen können – und wird ihre Anfälligkeit, wie einst Cassandra, auf ihr Bedürfnis nach Harmonie zurückführen. Sieht man von diesem »Kleckser« auf ihrem Führungszeugnis ab, so hat sie seit Mitte der sechziger Jahre so schonungslos, auch sich selbst gegenüber, geschrieben wie Cassandra unter ihrer Feder spricht. Kurzum, dieser Roman ist dem wunden Punkt seiner Autorin sehr nahe gekommen und ihm zugleich an der heikelsten Stelle ausgewichen. Sie scheint hier fast zu wissen, was sie nicht mehr – und noch nicht wieder – weiß. Und dennoch ist dieses Ineinander von Wissen und Nichtwissen ihr ureigentliches Thema gewesen. »Wahr sind nur die Gedanken, die sich selbst nicht verstehen.«<sup>37</sup>

*Kassandra* wurde zunächst in Westdeutschland veröffentlicht; kurz danach erschien der Roman des Romans – *Voraussetzungen einer Erzählung: Kassandra* – in der Reihe *Frankfurter Poetik-Vorlesungen*. Durfte der Roman erst auf diesem Umweg im Osten erscheinen? Seine Autorin scheint jedenfalls zwischen den Lagern, deren jeweiligen Untergang ihr Buch voraussagt, manövriert und so die Eumelos-Behörde ihres Landes gezwungen zu haben, den kaum getarnten Roman ihrer literarisch-politischen Lehrjahre herauszugeben. Wollten die Zensoren nichts sehen? Oder mussten sie ein Auge zudrücken? IM Margarete war jedenfalls zur Geheimagentin *der Sache* geworden, die inzwischen von keinem der zwei Lager, die sich die Welt aufgeteilt hatten, ernsthaft vertreten wurde.

*Ostberliner Beschattung, radioaktive Wolke, westliche Presse*

*Was bleibt* ist die Chronik eines Tages im Leben einer Überwachten, die – wörtlicher als bei Freud – nicht mehr bei sich zu Hause ist. Das Unheimliche erhält damit neue, politische Akzente. Von unsichtbaren Agenten observiert, sieht die Erzählfigur nicht mehr klar (WB, 271). Zweierlei tut not: Worte für diese Notlage zu finden und die Angst zu bezwingen, die sie den Männern da draußen zusätzlich ausliefert. Die neue Sprache soll zugleich zupackend, schonend, liebevoll, leicht und frei sein, soll die Tatsachen zugunsten des Unsichtbaren zurücktreten lassen und sich vom äußeren Kreis der Wörter bis an die Grenzen des Sagbaren vortasten. Der blinde Fleck hat auch hier ein Doppelgesicht. Einerseits ist er das Gespenstische, noch nicht Benennbare, das die Chronistin wie ein Nebel umgibt: die vergeudete Zeit, das gestohlene Leben, der »Nicht-Ort«, zu dem ihre Stadt geworden ist.<sup>38</sup> Andererseits ist er die »geheimnisvolle Sache«, das innere

»Es« (WB, 271), der Widerstand, die Lücke, die sich auch dem lückenlosesten Überwachungssystem entzieht.

Dieses »Es« ist seinerseits gedoppelt. Die sich selber observierende Erzählerin meint, den Schwachpunkt zu kennen, durch den ihre Überwacher in sie eindringen könnten, und schwört sich, ihn niemandem zu verraten, »nicht einmal dir, und nicht einmal in Gedanken« (WB, 264). Sie erkennt in sich ein »multiples Wesen«, das ein verzweifertes Versteckspiel mit sich selber treibt; ihr Inneres ist so geteilt wie der Himmel über ihr. Ein Teil will sich kennen lernen, ein anderer sich schonen, und ersterer ertappt einen dritten dabei, nach derselben Pfeife tanzen zu wollen wie die Staatsagenten. Dieser innere Spitzel ist ihr unerträglichster Teil; sie möchte »glauben können« (WB, 256), dass sie ihn bald verstoßen wird. Vielleicht (so mag der Leser an dieser Stelle interpolieren) war es die zweite jener Stimmen, die der Autorin stillschweigend zu verstehen gab: »Das« – nämlich ihr einstiges Einvernehmen mit Staat und Stasi – »kannst du vergessen«.

Am Ende der Erzählung beginnt sie mit deren Niederschrift. Diesmal, sagt sie sich, hätten sie dich beinahe gehabt, sie haben deinen Schwachpunkt getroffen (WB, 289). Aber dieser dürfte ebenfalls der Knotenpunkt gewesen sein, an dem die gesuchte neue Sprache entstehen konnte – der Ort des gegenseitigen Widerstands ihrer inneren Stimmen, des Kampfs des blinden Flecks mit sich selbst. »Was bleibt aber, stiften die Dichter«.

*Was bleibt* wurde 1979 verfasst, konnte aber aus evidenten Gründen erst 1990 veröffentlicht werden. Ein sogenannter »Literaturstreit« wurde daraufhin in der westdeutschen Presse angezettelt, zu dessen nicht gerade blinden Flecken die Behauptung gehörte, eine Staatsdichterin habe sich hier die Rolle eines Opfers angemäht.<sup>39</sup> Zwar erinnerte der künftige Feuilleton-Chef der *FAZ* daran, dass sie den kollektiven Protestbrief gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns mit unterzeichnet hatte, aber er kolportierte zugleich das Gerücht, sie habe später widerrufen. 1992 sollte sie im Archiv entdecken, dass die Stasi diese Lüge verbreitet hatte, um sie bei ihren Mitstreitern zu diskreditieren.<sup>40</sup> Kurzum, die Kampagne gegen *Was bleibt* erinnert an die darin beschriebenen Methoden. Um hier einen missbrauchten, aber keineswegs verbrauchten Terminus heranzuziehen: die »objektive Komplizenschaft«, die sich zwischen den geheimen Machenschaften der Stasi und der öffentlichen westdeutschen Presse manifestierte, zeigt ein weiteres Gesicht des blinden Flecks. Hetzer rechts, Hetzer links, »das Weltkind in der Mitten«.

*Störfall. Nachrichten eines Tages* (1987) berichtet von einem Tag, der unter einem weiteren Schatten steht. Ein blinder Fleck wuchert hier wie der Krebs, den er erzeugen wird. Oben die unsichtbare radioaktive Wolke aus Tschernobyl: der »Störfall«, der von einer weiteren Nebelwolke bürokratischer Euphemismen ä

la Eumelos verdeckt wird. Unten, mit ebenso ungewissem Ausgang, der Eingriff am Gehirn des krebserkrankten Bruders (SF, 93 f.); die Spalttendenzen, die die Erzählerin in sich selber und ihrem Schreiben vorfindet (SF, 55, 103); die Weichenstellung im Gehirn, an der der Irrweg der Atomphysiker auszumachen sein müsste (SF, 65 f.); dort ebenfalls ein »Krater« neben dem »Gipfel«, wo sich das Sprachzentrum befindet (SF, 94); darin ein abgrundtiefes Schweigen, »windstill [...] im Zentrum des Zyklons«, wo sich »der Kordon des Wort-Ekels« (SF, 102) verdichtet; aufsteigend daraus die Sekundenerfahrung eines monströsen Anti-Gotts (SF, 47); die unerhörten Gedanken, die sich an einem »äußerst trickreich versteckten Geheimnis« (SF, 26) wundreiben; der »Flecken«, an dem gewisse Leichen begraben sind, von denen die Erzählerin – bei aller sonstiger Bemühung um die unbewältigte Vergangenheit – nichts wissen will, weil die eine auf ihrem eigenen Grundstück, die andere in der näheren Umgebung liegt (SF, 45, 80 ff.); ein weiterer »Flecken« im Walde – *Drögen Krog*, »unser Steintanz« –, wo Opferrituale einst begangen wurden, deren Geheimnis sich immer noch nicht erschlossen hat (SF, 74 ff.); und – ein Zitat aus *Conrads Herz der Finsternis* –, »der wanderndel Sonnenfleck (*running blaze*) auf einer Ebene, wie ein Blitz in Wolken« (SF, 111, 94).

»A faultless monster«, ruft die Erzählerin, Conrads Roman nochmals zitierend, aus einem Alptraum heraus, der von der Angst um eine endgültige Entschöpfung der Erde zeugt. Der »Fehler« der gemacht wurde, »wie wir geschaffen wurden«, fällt offenbar mit einer monströsen Fehlerlosigkeit zusammen. Der Fehler – der blinde Fleck – steckt, so scheint es, in der Leugnung seiner Existenz. Zu systemisch, um eine bloße Störung zu sein, wohnt er nicht nur dem *nuklearen* Programm inne. Ebenso wenig wie die unsichtbare Wolke kennt das unfehlbare Ungeheuer – das Herz der Finsternis – weltpolitische Mauern oder Grenzen. »Der Schlaf der Vernunft gebiert Ungeheuer«: das hat auch das sozialistische Projekt zu bedenken, will es nicht den Alptraum weiterträumen, der immer neue Schlafhüter findet.<sup>11</sup>

Was danach kam, ist bekannt: Mauerfall, enttäuschte Hoffnungen auf Veränderungen innerhalb der DDR, die partielle Öffnung der Stasi-Archive, Wolfs Entdeckung einer schmalen »Täter-Akte«, die – neben der 42 Bände langen »Opfer-Akte«, die ihre Überwachung dokumentiert – ihre gelegentliche informelle Mitarbeit zwischen 1958 und 1961 protokolliert. Aus dieser Akte geht hervor, dass sie genau die Strategie verfolgt hatte, die sie in *Was bleibt* empfiehlt: »Seinen Auftrag zum Schein erfüllen. Nichts liefern, was sie nicht sowieso wissen. [...] Auf dem Seil tanzen« (WB, 257). Damit stellt sich wieder die Frage, ob etwas in ihr mehr wusste als sie selber und ob es auch das war, was sie antrieb.

Der ›Literaturstreit‹ konnte nun von neuem losgehen.<sup>42</sup> Zwar hatte Wolf das strikte Minimum für die Stasi getan, die nicht umsonst nach drei Jahren auf ihre weitere Mitarbeit verzichtete. Dass aus dieser mageren Beute eine ›Affäre‹ gemacht werden konnte, lag am Legitimationsbedürfnis der westdeutschen Politik gegenüber der DDR und am Sensationsbedürfnis der westdeutschen Presse. Es musste auf alles geschossen werden, was sich im Osten noch rührte. Als verletzte Frau bot Wolf hier eine besonders geeignete Zielscheibe.<sup>43</sup> Und als Prominenz, die den Kotau vor dem Sieger verweigerte, war sie den westdeutschen Meinungsmachern ein Dorn im Auge. Wie bei den späteren Affären um Paul de Man und Günter Grass ist es die betriebsblinde Presse selbst, die sich hier blamiert hat. Bölls *Verlorene Ehre der Katharina Blum* (1974) hatte es mit den Schmierkampagnen von *Spiegel* und *Bild* zu tun gehabt; nun übernahm die gehobene Presse deren Methoden. Im Zuge der ›Wende‹ wurden Auszüge aus Wolfs Schriften gegen sie ›verwendet‹ (SE, 232)<sup>44</sup> und Schwächen angeprangert, die sie selbst bloßgestellt hatte. Die Stärke, diese zu erforschen, und der Mut, gegen die Kulturpolitik ihres Landes – manchmal allein, wie 1965 auf dem 11. Plenum des Zentralkomitees der SED – aufzutreten, wog dies nicht ihre belanglose Tätigkeit als Inoffizielle Mitarbeiterin hundertfach auf?

Wir laborieren Nietzsche zufolge unter einem Übermaß an Historie. Wer aber im 20. Jahrhundert nicht ›unter seiner Zeit‹ (Lichtenberg) leben wollte, hatte keine andere Wahl; das als Gegengift empfohlene Vergessen hat sich inzwischen massenhaft eingestellt. Christa Wolf hat in wenigen Jahrzehnten ein Übermaß an Geschichte zu ›bewältigen‹ gehabt. Wer sich über den blinden Fleck, der ihr dabei unterlief, ein Urteil erlauben will, sollte das Inkommensurable der Aufgabe bedenken, der sie sich damit unterzog. *For fools rush in where angels fear to tread* (Pope).

#### *Ein kleiner weltgeschichtlicher Fehltritt*

Wolf konnte sich ihre doppelte Verfehlung nicht verzeihen. Nachhaltiger als die Presse hat eine innere Stimme sie gepeinigt. Wie konnte sie sich von der Stasi anwerben lassen und es dann noch ›vergessen‹ haben?<sup>45</sup> Blich nur, ›in den Schacht hinunterzusteigen‹ (SE, 270). Daraus ist *Stadt der Engel* (2010) geworden, die sie siebzehn Jahre lang mit sich getragen hat. Die Formel ›das Unterste nach oben kehren‹ gilt dort sowohl für die Wühlarbeit der Erinnerung als auch für die Protestdemonstrationen von 1989 (SE, 90, 96). Das Grübeln der Erinnernden und das Graben des ›alten Maulwurfs‹ (Marx) sind wahlverwandt.

Eine Gattung eigener Art – weder Roman im üblichen Sinn noch dokumentarischer Bericht – rächt sich hier an den angeblichen Tatsachen und tatsächli-

chen Gerüchten, mit denen man sich an der Autorin gerächt hatte. Damit verschafft sich der Text einen Freiraum, den niemand, weder Geheimdienst noch Presse, mehr kontrollieren kann. Aus der Summe der darin aufgetragenen Arbeit – Freuds *Erinnern, Wiederholen, und Durcharbeiten* – gehen weniger neue Erkenntnisse als die Vertiefung von Motiven hervor, die bereits in Briefen und Aufsätzen bedacht worden waren: die Orientierungslosigkeit nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus; der überstürzte Wechsel vom faschistischen zum kommunistischen Glaubenssystem; die Identifikation mit der heroischen Generation antifaschistischer Rückkehrer; der Dienst, den man dem jungen kommunistischen Staat kaum verweigern konnte; und der Schlüsselsatz, der an die Wende – die wahre – in Kassandras Leben erinnert: »DAMALS HABE ICH NOCH NICHT GESCHRIEBEN« (SE, 273).

Weitere Assoziationen und Erinnerungen zum »altbekannten Problem des ›blinden Flecks« (SE, 108) kommen in *Stadt der Engel* hinzu. Darunter die kleinen gelben Vierecke auf einer Landkarte der UdSSR, die die Arbeitslager markierten, von denen kein bekennender Kommunist wissen wollte; das inverse Tabu, mit dem bekennende Amerikaner den ›Kommunismus« belegten; die westdeutsche Unkenntnis des ostdeutschen Nachbarstaates; die Verblendung, die in jeder Fahntreue und jeder Unterdrückung steckt; die Euphemismen, die die nackten Tatsachen bedecken; die Maßnahmen, die gegen jedes Übermaß an Furcht und Mitleid ergriffen werden; darunter die Technik, die Eventualität eines künftigen Erdbebens auszublenden, oder die Gewohnheit, Obdachlose zu ignorieren.<sup>46</sup> All diese Motive tragen in Wolfs Augen zu ein und demselben Syndrom bei.

Der Vieldeutigkeit des blinden Flecks entspricht ein anderes Bild, das *Stadt der Engel* durchzieht: der ›Mantel des Dr. Freud. Diesen müsste man umdrehen, heißt es, um an seine Innenseite heranzukommen; aber man trägt ihn, um eben diese Umkehr zu vermeiden. Dem Mantel kommt zugleich die entgegengesetzte Schutzfunktion zu, den Geist der Ehrfurcht zu wahren, von dem »wir Weiße« (SE, 398) uns allzu weit entfernt haben. Die Psychoanalyse wäre, so gesehen, nicht nur der Inbegriff entmythologisierender Aufklärung, sie stünde ebenfalls für die notwendige Wahrung mythischer Geheimnisse. Diese Eingebung kommt der Erzählfigur vor Prophecy Rock, einer uralten Opferstätte der Hopi, denen verwandt, die schon in *Kassandra* und *Störfall* begegnen. Blinder Fleck gegen blinden Fleck: die Piktogramme, die den Höhlenwänden der Alteinwohner eingezeichnet sind, stellen eine rätselhafte Gegenwelt zur irrenden Moderne dar.<sup>47</sup>

Das Innere nach außen zu kehren, erfordert eine »Be-Kehrung« (SE, 228) neuen Stils, die darin besteht, die Gewissensinstanz nicht mehr unduldsam gegen sich zu kehren oder sich im Besitz der Wahrheit zu wähnen. Die Erzählfigur sieht ein, dass ihre inquisitorische Selbstbefragung ihr tieferes Anliegen verei-

telt, von dieser endlich freizukommen. Soll sie aber ihr einstiges Fehlverhalten ergründen, kann sie zunächst nicht anders, als sich der profan-protestantischen Gewissensprüfung weiterhin zu unterziehen, die ihre Lebens- und Arbeitsweise von früh an geprägt hat. Deshalb bleibt sie der Tyrannei der inneren Stimme vorerst ausgeliefert. Gleichzeitig wird sie sowohl von Paul Flemings Gedicht *An sich*, aus dem der Geist eines anderen Protestantismus weht, als auch von der fremden, freundlichen, oberflächlichen Umgebung, in der sie sich nun befindet, dazu ermutigt, einige ihrer bisherigen Glaubenssätze zu lockern. Mit verblüffender Unvoreingenommenheit probiert sie ein breites multikulturelles Angebot an Gegenmitteln aus. Akupunktur, Feldenkrais-Methode, der Besuch einer afro-amerikanischen Kirche, das buddhistische Buch der Weisheit, das ihr die Nonne Perma geschenkt hat – alles trägt zur Loslösung von Gewissen und Gewissheiten bei. In diesem Geist begibt sie sich am Ende ihres Amerika-Aufenthalts auf eine Zeitreise ins Land der Hopi. Und ein letzter überirdischer Beistand steht ihr noch bevor.

»Der innere Dialog ist dem inneren Dauermonolog vorzuziehen« (WB, 252), hieß es in *Was bleibt*. Nur, dass der innere Partner sich dort als ein »persönlicher Begleiter« erwies, dem Geheimagenten ähnlich, den die Dichterin Anna Akhmatova zwanzig Jahre lang an ihrer Seite erdulden musste (WB, 255, 238). Jetzt verfolgt er die Erzählfigur bis nach Los Angeles und bedrängt sie wie ein unaufhörliches inneres Tonband. Wie zur Entschädigung erhält sie gegen Ende des Buchs eine persönliche Begleiterin ganz anderen Typs: die verklarte Gestalt ihrer schwarzen lateinamerikanischen Putzfrau, Angelina, eine »Engelin«, die – im Gegensatz zu Benjamins Geschichtsendel (SE, 141) – »alle Zeit der Welt« (SE, 413 f.) hat. Zunehmend spürt sie nun »den Sog vom Ende her« (SE, 309): den des Buches und des Lebens. Eine vorläufige Arbeit, so ihre Lebensbilanz, ist zu einem vorläufigen Schluss gekommen (SE, 413). Bleibt nur noch eine abschiednehmende Sequenz: zu schreiben, was noch zu schreiben ist, sich dann vom Schreiben zu lösen, und eine letzte freie Schleife mit Angelina zu fliegen. Unter dem kalifornischen Himmel, der es ihr so angetan hat (SE, 414), oberhalb des »makellosen Bogen[s] der Bucht von Santa Monica und Malibu« und des »dichten Smog[s] über LA.« (SE, 413) hat sich der blinde Fleck anscheinend aufgelöst.

Die großen deutschen Tageszeitungen haben von *Stadt der Engel* wenig Aufhebens gemacht.<sup>48</sup> Das »Fleckchen Erde« (SE, 289), an dem die Autorin gehangen hatte, war von der Landkarte längst gelöscht und so zu einem doppelt blinden Fleck geworden. Zwei Jahrzehnte nach der Kampagne gegen *Was bleibt* und der darauffolgenden Jagd auf IM Margarete war das Blatt längst »gewendet«. Eine neue Generation von Rezensenten fühlte sich von der schäbigen Rolle, die ihre Zunft in *Stadt der Engel* spielt, offenbar nicht tangiert. Erschien manchen von ihnen die Autorin zu grüblerisch, sie waren es jedenfalls nicht.

»Wenn du, den Atlas auf den Knien,« schreibt die Autorin von Autofahrten übers Land mit ihrem Mann, »das Land suchtest, in dem ihr Zuflucht finden könntet, und dieses Land nicht fandest [...] und du eines Tages [...] Strassburg! riefst: Nicht Deutschland, doch deutsche Sprache« (SE, 159). Zeitlebens ist Christa Wolf zwischen zwei Welten balanciert, zuerst unter einem »geteilten«, dann unter einem ungeteilten Himmel, und musste allmählich lernen, »ohne Alternative zu leben« (SE, 258). Das kapitalistische System war ihr keine Alternative zum im Osten verlorenen. Was blieb, war nur die *Idee* einer Alternative: ein Schwarm blinder »schattenhafter Fledermäuse« (WB, 264), die in einem ihrer Träume gegen einen Horizont aus Marmor prallen. Blieb nur, mit dem blinden Fleck, gegen ihn und von ihm aus zu arbeiten, um – letzte Volte – sich schließlich von der Arbeit an ihm zu (er)lösen.

Es ist um Christa Wolf still geworden. Auch wenn ihr der Nobelpreis zugefallen wäre, bliebe ihre Sache *der* blinde Fleck auf der Landkarte unserer Zeit. *Das* bleibt.

*Aus dem Französischen übersetzt von Klaus Wieland und vom Autor erweitert*

#### *Nachtrag*

Denkwürdiger hätte der Anlass von Christa Wolfs Rede *Nachdenken über den blinden Fleck* kaum sein können. Sie war einer Einladung der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung gefolgt, den Eröffnungsvortrag zu deren erstmals seit dem Zweiten Weltkrieg in Berlin stattfindendem Jahreskongress über »Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten in Psychoanalyse und Kultur heute« zu halten. Dem waren ein 1977 in Jerusalem gefasster Beschluss der IPV vorausgegangen, ihren übernächsten Kongress nicht in Berlin stattfinden zu lassen. Diese Entscheidung hatte die deutsche Psychoanalyse dazu gebracht, sich erstmals mit ihrer Verstrickung im Dritten Reich auseinanderzusetzen. Deren vorläufiger Höhepunkt war 1985 die Begleitausstellung zum ersten Nachkriegskongress der IPV auf deutschem Boden in Hamburg gewesen: »Hier geht das Leben auf eine sehr merkwürdige Weise weiter...«. Zwar hatten Alexander und Margarete Mitscherlich der deutschen Bevölkerung eine »Unfähigkeit zu trauern« diagnostiziert. Wie aber stand es um die »Bewältigung« der Vergangenheit bei den Psychoanalytikern selbst? Dass niemand vor eigener Blindheit sicher ist, auch nicht jemand, der sich damit beruflich befasst, hatte Wolf immer bedacht. Dies sollte sich freilich erst 2010 mit der Publikation von *Stadt der Engel* erweisen. Das Einladungskomitee der IPV scheint hier das vielgepriesene »dritte Ohr« gehabt zu haben.

Wolfs Rede fasst ihr Lebensthema zusammen. Wo einst Homer die Muse – eine der neun Töchtern der Mnemosyne – anrief, um Waffen und Männer besingen zu können, hat es Wolf mit der »dunklen Schwester der Erinnerung« (Hesse) zu tun – sprich: mit dem unter den Teppich Gekehrten, mit den losen Fäden und blinden Flecken, die es in früheren Epochen so nicht gab. Sie verweilt zunächst beim Phänomen des Gedächtnis- und Identitätsverlustes, der in so vielen zeitgenössischen Filmen und Romanen wiederkehrt, und bei den Schriftstellern, die von der Unverfügbarkeit des Erinnerns berichtet haben,<sup>49</sup> und nähert sich damit der Aporie, um die ihre ganze Arbeit kreist. Ohne Vergessen kein Überleben; Vergessen setzt aber das Überleben zunehmend aufs Spiel. Sollte sich also die evolutionäre Ausrüstung des Lebewesens Mensch am Ende seines planetarischen Siegeszugs als ein selbstmörderisches Rüstzeug erwiesen haben?

»Der habe, sagte Ruth, immer verzweifelter im Menschen eine Fehlkonstruktion gesehen« (SE, 297). Eine entfernt an Walter Benjamin erinnernde Gestalt wird hier »verändert, aufgebläht, mit ausgedachtem Stoff angefüllt.«<sup>50</sup> Spinnt man diesen Gedankenstoff weiter, so könnte man sich ein Geistesgespräch zwischen Wolf, Freud, Darwin und anderen über den blinden Fleck vorstellen, das zu folgendem Ergebnis kommen könnte: Revolutionen sind in der Evolutionsgeschichte nicht vorgesehen und gehen darum fehl, weil der Mensch sich als Fehlgeburt erwiesen hat – als ein neuzeitlicher Dinosaurier, der die Zerstörung seiner Umwelt selbst in die Hand genommen hat und sich in seinem globalen Treibhaus sicher wähnt.

»Wie könnten wir unbeschwert leben, wie wir es doch meistens tun«, fragt Wolf, »wenn wir uns täglich, stündlich unserer Lage bewusst wären?« (RDS, 94) Ein »gewissermaßen physiologisches Vergessen«, so Primo Levi, Chemiker von Beruf und Überlebender von Auschwitz, »ist eine der großen Kräfte der Natur, dieselbe, die die Ordnung in Ordnungslosigkeit zersetzt, Jugend in Alter verwandelt und das Leben in Tod auslöscht.«<sup>51</sup> Dem Kulturmenschen mag diese klinisch anmutende Feststellung erhaben, erschreckend oder obszön vorkommen. In dem Maße aber, als das Leben aus biologischer Sicht einen »Umweg zum Tode«<sup>52</sup> darstellt, ist sie von großer Konsequenz. Erinnern und Vergessen gehorchen, so gesehen, einem anderen Gebot als dem der Gerechtigkeit. Mitleid ist da ebenso fehl am Platz. »Müßten oder könnten wir die Leiden aller erleiden«, so Levi weiter,

könnten wir nicht leben. Vielleicht ist nur den Heiligen die schreckliche Gabe des Mitleidens gegenüber den vielen gegeben. Den Leichenträgern, den Mitgliedern des Sonderkommandos, und uns allen bleibt im günstigsten Fall nichts anderes als das gelegentliche Mitleid gegenüber dem einzelnen, [...] der vor unseren Augen steht, die dank der Vorsehung kurzsichtig sind. (DUG, 56; Hervorhebungen LW.)

Wolfs Rede geht ebenfalls von der Anatomie des Auges aus:

Ursprünglich, physiologisch, handelt es sich um den lichtunempfindlichen Fleck der Netzhaut des Wirbeltierauges im Bereich des Sehnerveneintritts. Im übertragenen Sinne signalisiert er die Wahrnehmungsschwäche, oft Abwehr, einer Person – oder einer Gruppe von Personen – gegenüber bestimmten Realitätssegmenten, gern gegenüber moralischen Reizen. Keiner von uns ist ohne blinden Fleck oder ohne blinde Flecke, Schutzmechanismen gegenüber Wahrheiten oder Einsichten, die, zumindest zu einem bestimmten Zeitpunkt, unerträglich wären. Eine Bevölkerung aber, die sich in ihrer Mehrheit gegenüber allen Untaten erblinden macht, leidet an einem gefährlichen Defizit l.l. (RDS, 81)

Ohne blinden Fleck – ohne Vergessen und Verdrängen – könnten wir demnach weder sehen noch leben. Levis und Wolfs ganzer moralischer Impetus geht indes gegen diesen quasi naturwissenschaftlichen Befund an.

Wolfs Rede ist keine Abhandlung, vielmehr eine Summe von »Gedankengefühlen« (CWB, 801), deren Unschärfe der ihres Gegenstandes entspricht. Elemente der umfassenden Kulturtheorie, die in ihren Romanen, Erzählungen, Essays und Interviews angelegt ist, werden hier lose aneinandergereiht; ob jene Theorie ausgeführt werden könnte, ohne in Gemeinplätze zu verfallen, sei dahingestellt. Im Folgenden werden einige dieser Motivstränge thesenartig gebündelt und mit kurzen Kommentaren versehen, die die in *Stadt der Engel* geführten Gespräche mit dem Essayisten Peter Gutmann weiterspinnen. Jede der hier aufgeworfenen Fragen wäre selbstverständlich eine eigenen Untersuchung wert.

### *1. Vernichtungslager, Medusenblick*

Der Nationalsozialismus bleibt *der* blinde Fleck der deutschen Geschichte – »eine Kollektiverinnerung, die, ob wir es uns bewußt machen oder nicht, unserem Alltagsleben zugrunde liegt und die sich auf vielfältige Weise, beklemmend, paradox, unverständlich, unheimlich, in dieses Alltagsleben hineindrängt« (RDS, 75). »Schieläugige Zeugen«, so wird Nelly Sachs zitiert, »die nichts gesehen haben«. Sowohl damals als auch danach habe sich eine ganze Bevölkerung blind gemacht. Zwischen »Treu-und-Glaube« und »Wider-besseres-Wissen« unterscheiden zu wollen, hielt Primo Levi seinerseits für »optimistisch und aufklärerisch« (DUG, 23). Der »Schutzschild der gewollten Unwissenheit« sei den Lagerinsassen, nicht aber ihren Verfolgern verweigert worden: »Wir konnten nicht anders als hinsehen« (DUG, 88).

Wolf spricht in ihrer Rede als Deutsche zu Deutschen; aber der blinde Fleck

ist für sie keine bloß deutsche Angelegenheit. W.G. Sebald nahm eine ähnliche Doppelstellung ein. Als einer der ersten deutschen Schriftsteller wagte er es, die englischen Bombenangriffe von 1945 auf Dresden und Hamburg in eine »Naturgeschichte der Zerstörung« einzubeziehen. Gleichzeitig warf er einer ganzen Generation von deutschen Autoren die Unfähigkeit vor, »das, was sie gesehen hatten, aufzuzeichnen und einzubringen in unser Gedächtnis.«<sup>53</sup> Wolfs Rede zählt ebenfalls »Coventry/Dresden« neben Auschwitz, dem Archipel Gulag und Tschernobyl zu den »wüsten Flecken« des Jahrhunderts (RDS, 94).

»Wer das Haupt der Medusa erblickt hat, konnte«, so Levi, »nicht mehr zurückkehren, um zu berichten, oder er ist stumm geworden« (DUG, 86). Gemeint sind die kaum noch als Menschen erkennbaren »Muselmänner«, die niemand sehen wollte, weder die SS noch die anderen Häftlinge, die ihre letzten Kräfte aufbieten mussten, um deren Schicksal zu entgehen. Waren die Vernichtungslager in vieler Hinsicht blinde Flecke auf der Landkarte, so siehten die Muselmänner dort an deren blindester Stelle hin. »Abscheu«, so kommentiert Giorgio Agamben Levis Zeugenschaft, »empfindet der Mensch vor dem, von dem er fürchtet, als ähnlich erkannt zu werden: nach diesem Gesetz fliehen alle den Muselmann, denn alle erkennen sich in seinem ausgelöschten Antlitz wieder.«<sup>54</sup> Die Szene in Rilkes *Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* (1910) wird hier angeführt, wo dieser den Pariser *clochards* begegnet – »Fortgeworfenen« (WAB, 53), deren Blick ihm zu verstehen gibt, dass er einer von ihnen sei und nur Komödie spiele. Für die Griechen war die Gorgo, so Agamben weiter, ein verbotenes, todbringendes Gesicht, vielmehr ein Nicht-Gesicht, das niemand anblicken und dem sich niemand entziehen konnte: »Die Gorgo und wer sie erblickt hat, der Muselmann und der, der für ihn Zeugnis ablegt, sind ein einziger Blick, eine einzige Unmöglichkeit zu sehen« (WAB, 47). Was Auschwitz gewesen sei, werde man nicht verstehen, solange man nicht gelernt habe, die Gorgo im Muselmann anzuschauen, dessen Gesicht vielleicht erst heute ganz sichtbar werde: »Vielleicht können die notwendigen Folgerungen jetzt gezogen werden« (WAB, 45).

Wie aber entscheiden, ob unser heutiger Abstand, wenn er denn einer ist, solche Einsicht tatsächlich fördert? Ob der später Geborene, dem das Erstarren vor der Medusa erspart wurde, eher in der Lage ist, das Grauen zu erkennen? Hierzu drei unterschiedliche Stimmen:

1. Levi empfand die Notwendigkeit, für die »eigentlichen Zeugen« (DUG, 86) Zeugnis abzulegen. Aber er empfand zugleich Scham davor, an der Stelle der Untergegangenen zu stehen, deren Leid er nicht am eigenen Leib erfahren hatte. Er war beides: sowohl ein unberufener als auch der einzig berufene Zeuge. Wie kann ein nachgeborener Philosoph – der Levis Zeugnis kommentiert, ohne sein Leid zu teilen – behaupten, mehr erkannt zu haben als er?

2. Würden wir uns nach Auschwitz umdrehen, so Christa Wolf, »dann müßte der Schrecken uns versteinern, damit hielt ein ›gesunder‹ Instinkt die meisten davon ab, zurückzublicken, sie zogen es vor, in Amnesie zu versinken« (RDS, 80). Der Schrecken *müsste* uns versteinern, wir versteinern aber nicht, machen vielmehr, versteinert oder nicht, weiter. Wolfs Überlegung lässt einen einzigen Schluss zu: Die einzige Haltung, die eine Wiederkehr des Grauens verhindern könnte, wäre der Wegfall jeder Haltung, sprich: jeder sogenannten, nämlich abwehrenden Haltung. Sie wäre das nackte Erstarren; und schon dieses ist eine physiologische Abwehrhaltung.<sup>55</sup>

3. Benjamins Engel der Geschichte (GS I.2, 697) stellt ein physiologisches *und* ein philosophisches Erstarren dar. Vor Auschwitz auf Auschwitz zurückblickend, wendet sein Medusenblick den der Geschichte gegen diese zurück und lässt die Katastrophe so vor sich selbst erstarren.

Warum aber ist es immer wieder das Weib, das als Schreckgespenst des Bösen erhalten muss? Nachdem Wolf an zwei exemplarischen Frauenfiguren, Cassandra und Medea, ihr Projekt, die »ganze männliche Überlieferung abzukratzen«,<sup>56</sup> verwirklicht hatte, trug sie sich zwischen 2001 und 2004 mit dem Plan eines Hörspiels über die Medusa:

Die lebendige Frau in der versteinerten Männerwelt, nur daß jetzt die Frau, Medusa, nicht Opfer ist, sondern andere zu Opfern macht. Warum eigentlich, dachte ich. Wozu braucht sie das? Ist nicht vielleicht sie, die sich mit den Mitteln des Patriarchats wehrt, selbst in Gefahr zu versteinern? Versteinert sie andere, weil sie den Schmerz fühlt – genau jene Furcht, welche Männer zwingt, sich zu panzern? [...] Ihre rigoros verdrängte Lebenswürdigkeit ist ihr aufgezwungen, dahinter steckt eine starke Sehnsucht: geliebt sein wollen. [...] Was also tun? Sich wieder ungeschützt als Opfer darbieten? Nur selektiv versteinern? Sich zurückziehen? Gibt es eine Alternative, die sie nicht weiter beschädigt? (CWB, 882)<sup>57</sup>

Eine letztlich liebesbedürftige, eine Kitsch-Medusa? Der Feminismus und die Friedensbewegung der sechziger und siebziger Jahre sind hier kaum zu überhören.

## 2. Schuldzusammenhang. Grauzone. Landvermessung

»Wieviel ist wiedergekehrt«, fragt Levi, »oder ist dabei wiederzukehren?« (DUG, 17) »Dass es ›so weiter‹ geht«, so Benjamin, »ist die Katastrophe« (GS I.2, 683). Wir, die »Nachgeborenen«, um deren »Nachsicht« er und Brecht baten (GS I.3, 1240), lassen es so weiter gehen. Auch wenn wir hinschauen – und nicht wie Benjamins Geschichtsenkel *hinstarren* –, schauen wir weg. Es gibt »Gradstufen«

des Sehens, so wie es solche des »Erwachtseins« (GS V.1, 492) gibt. Wirklich hinschauen, hieße, die Bergpredigt unmittelbar umsetzen zu müssen. Es gehört aber zu den fatalen Gewohnheiten großstädtischen Zusammenlebens, dass wir das Los der Obdachlosen nicht einmal für die Dauer eines Blickwechsels teilen wollen.

»Wir« meint hier zunächst die geschützten Bewohner der westlichen *société du spectacle*, die sich dank einem immer dichteren medialen Netzwerk an die weitergehende Katastrophe längst gewöhnt haben. Die Zahl der virtuellen Zuschauer wächst: ein Nicht-Kollektiv hat sich gebildet, ohne dessen Nicht-Intervention es nicht weiter gehen könnte.<sup>58</sup> So wälzt sich der blinde Fleck sehenden Auges fort. Die Luft, die wir atmen, die dunklen Zeiten, in denen wir leben, die Gebiete, die (so Poes Dupin) in übergroßen Lettern auf der Landkarte geschrieben stehen – dies alles wird kaum noch wahrgenommen.

Das Konzentrationslager wies Primo Levi zufolge nicht nur *eine* eindeutige, sondern viele undeutliche Trennlinien auf (DUG, 35). Diese markierten eine »Grauzone«, deren Schattierungen Grenzen vervielfältigten und verwischten:

Viele Zeichen deuten darauf hin, daß die Zeit gekommen ist, den Raum näher zu erforschen, der die Opfer von den Verfolgern trennt (nicht nur in den nazistischen Lagern!) I..I. Nur eine schematische Rhetorik kann die Ansicht vertreten, dass dieser Raum leer sei. I.. Elr ist besetzt von infamen oder bewegenden Gestalten (manchmal besitzen sie diese beiden Eigenschaften gleichzeitig), die wir notwendig kennenlernen müssen, wenn wir die Gattung Mensch kennenlernen wollen I.. I, oder auch, wenn wir uns lediglich darüber klar werden wollen, was sich innerhalb eines großen Industriebetriebs abspielt (DUG, 37f).

Die von der Lagerleitung organisierte Subversion jeder möglichen Solidarität unter den Opfern wird hier im Namen eines anderen »wir« beschrieben, und ebenfalls in Abgrenzung gegen das deutsche Volk, dessen Schuld in einer Feigheit gelegen habe, »ohne die die schlimmsten Auswüchse niemals möglich gewesen wären« (DUG, 11).

1921 hatte Benjamin den verwandten Begriff des »Schuldzusammenhangs« für das Weltalter des Mythos geprägt (GS II.1, 175) – eines, das nicht vergehen würde, »solange es einen Bettler gibt« (GS V.1, 505). Bei wem aber liegt die *Schuld*, wenn sie ein *Zusammenhang* ist – insbesondere heute in sogenannten »komplexen Gesellschaften« mit »beschränkter Haftung«? »Die eigentliche Realität«, schrieb Brecht, »ist in die Funktionale gerutscht. Denn auch wer von der Realität nur das von ihr Erlebbare gibt, gibt sie selbst nicht wieder. Sie ist längst nicht mehr im Totalen erlebbar.«<sup>59</sup> Schuld, so darf aus dieser Zitat-Montage geschlossen werden, ist mit in die Funktionale gerutscht; und der blinde Fleck keine dunkle Stelle mehr, sondern das unerfahrbare Ganze.

Das »Schicksal der Zeit« liegt Max Weber zufolge in der »Entzauberung der Welt«. Diese paradoxe Formulierung verrät, dass der Mythos (sich) überlebt hat. Das antike Schicksal ist unwiderruflich dahin. Aber Aufklärung und Entzauberung bleiben ihm in ihrer bisherigen Form verhaftet. Und der Mythos ist in ihrer hybriden alt-neuen Konsistenz vielleicht resistenter denn je.

### 3. Ausweitung der Grauzone

Die Blockpolitik des Kalten Krieges ging, so Wolf, mit einer propagandistischen Erinnerungspolitik einher. Beide Teile Deutschlands hätten die Teilung genutzt, um eine ernsthafte Auseinandersetzung mit der geteilten Vergangenheit zu vermeiden. Dass jeder Teil des Landes zum blinden Fleck des anderen geworden war, sei im Vereinigungsprozess augenfällig geworden. Der blinde Fleck erhält hier real- und geopolitische Dimensionen. Er gehört nicht mehr nur zum Bereich des individuellen oder kollektiven Unbewussten. Er hat an der Regierungskunst teil und kann als gezielte Desinformation eingesetzt werden.<sup>60</sup>

Auf den Fall der Berliner Mauer folgte, wie einst auf den Zusammenbruch des Dritten Reichs, der Bau neuer und der Umbau alter Mauern. Eine Aufklärung der »Aufklärung«, die hier am Werk war, würde ins »Herz der Finsternis« führen. Damit ist nicht die *Dialektik der Aufklärung* gemeint, sondern die Graubereiche demokratischer Rechtsstaaten. Um nur einige bekannte Fakten in Erinnerung zu rufen: der Generalstaatsanwalt Fritz Bauer teilte den Verbleib Adolf Eichmanns nicht den zuständigen westdeutschen Behörden, sondern dem israelischen Geheimdienst mit; der Bundesnachrichtendienst ging aus der Organisation Gehlen hervor;<sup>61</sup> die CIA und dann einige proto-faschistische Regierungen in Lateinamerika und im Nahen Osten stellten alte Nazis in ihren Dienst, darunter den Gestapo-Chef von Lyon, Klaus Barbie, und Alois Brunner, einen ehemaligen engen Mitarbeiter von Adolf Eichmann; die sogenannten Rosenhold-Dateien wurden durch amerikanische und deutsche Geheimdienste gefiltert; Edward Snowden hat einen weltweiten Überwachungsapparat aufgedeckt, neben dem der der Stasi kleinkariert erscheint; die Freigabe sogenannter »offizieller Geheimnisse« wird immer überall um Generationen verzögert, ihre Brisanz damit kleingehalten, und ihre Geheimhaltung zum Anlass wirrer Verschwörungstheorien; »offene« Gesellschaften zeichnen sich durch eine einseitige Transparenz aus, darunter die des »gläsernen Menschen«, dessen Teilhabe an den sozialen Medien einen freiwilligen Beitrag zu dessen Kontrolle leistet; und so weiter und so fort.

Aufschlüsse über den blinden Fleck sind, so gesehen, nicht nur in der Psychopathologie des Alltagslebens zu suchen; sie sind auch Sache einer politischen Kriminalistik. Der Schwarzmarkt funktionierte in Auschwitz nach den Regeln

der klassischen Ökonomie.<sup>62</sup> Heute ist der deregulierte Weltmarkt mit der wohlregulierten Schattenökonomie des organisierten Verbrechens gekoppelt. Blinder Fleck und Grauzone sind zu einer globalen Dunstwolke angeschwollen. Außer bei den unmittelbar Beteiligten und der nachhinkenden Forschung gibt es davon einen bestenfalls halbinformierten, aber umso hartnäckigeren Verdacht, der seinerseits von populistischen Bewegungen und der Unterhaltungsindustrie in Regie genommen wird. Dieses Halbwissen ist eine Grauzone für sich, die des Infotainment, in der sich wie in den Dokudramen wahre und fingierte Elemente heillos vermischen und alles gesagt werden kann, weil kaum etwas haften bleibt. Enthüllungen besitzen hier einen ebenso verschwindenden Reizwert wie andere Formen des *strip-tease*. Ernsthafte Untersuchungen werden selten unternommen und bleiben meist folgenlos.

Christa Wolf konzentrierte sich von Berufs wegen auf die Subjektseite der Verhältnisse – mit Brecht gesprochen, auf das »von [der Realität] Erlebbares«. Gleichzeitig suchte »das Totale« sie heim und schrieb ihr ihre Themen vor. Daraus entstand ein schwieriges, aber für beide Seiten gewinnbringendes Verhältnis zwischen einer vorsichtigen Dissidentin und einem berechnenden Regime. Ganz andere Spielregeln galten in der westlichen, und gelten heute in der ganzen Welt. Dank seiner erstarkten Machtposition hat der globalisierte Kapitalismus seine ökonomisch-politischen Maßnahmen verschärfen und im Gegenzug seine kulturellen Normen lockern können: beides wird »dereguliert«. Er ist sich seiner Sache sicher genug, um sich beim Namen zu nennen und seine unversöhnlichsten Gegner zu Worte kommen zu lassen. (Das Feuilleton der *FAZ*, das einst gegen Wolf hetzte, ist heute dafür symptomatisch.) Kritik gerät damit zum Impfstoff gegen sich selbst und zur Reklame für die reale und angebliche Toleranz des Systems.

Ein derart erweiterter Blickwinkel auf den »blinden Fleck« und die »Grauzone« birgt freilich eigene Blindheiten. So legitim es ist, diese Begriffe über ihren bisherigen Verwendungsbereich hinaus auf den globalen Weltinnenraum auszudehnen, so sind sie doch vor Überdehnung nicht gefeit. Levi hob zwei Aspekte der Grauzone hervor: ihre »unvorstellbar komplizierte innere Struktur« (DUG, 40) und die Tatsache, dass sie auch draußen, jenseits des Stacheldrahts, vorzufinden war. Gerade im Grau in Grau der globalisierten Welt kommt es darauf an, kritische Unterscheidungen zu treffen, die groben wie die feinen. Sonst verschwimmen die Konturen des Weltsystems im Nebel; und das kann den Nebelmachern nur recht sein.

#### 4. Der aufgeklärte Fleck

Der blinde Fleck hat die Eigenschaft, »sich den Gegebenheiten anzupassen und an den Personen auch in neuen Verhältnissen haftenzubleiben« (RDS, 89). Er kann sich auch im Licht der Aufklärung oder gar als diese selbst verstecken. Die neueste List des Teufels bestand für Baudelaire darin, uns davon zu überzeugen, dass er nicht existiert. Mit dem *Kommunistischen Manifest* gesprochen: das Bürgertum schafft sich eine Welt nach seinem eigenen Bilde. Dies gleicht heute einem immensen Spiegelkabinett, einer Höhle, deren triste Wände von einem ununterbrochenen Informations- und Bilderstrom verdeckt werden. Schon anhand der Zeitung stellte Benjamin eine Abdichtung gegen Erfahrung fest, die zum punktuellen Erlebnis verkommt. Diese Tendenz hat sich im Zuge der neueren Medien zur heutigen Eventkultur gesteigert.

Wolfs Rede stellt ähnliche Züge an der heutigen »Erinnerungskultur« fest, die – »Bekennermut« hin, »Geständniswut« her – mit einer Verkümmern und Enteignung des Erinnerungsvermögens einhergeht. Dessen blinde Flecke werden flächendeckend übertüncht: »Aber wir werden doch von einer Erinnerungsflut überspült. Ein Bewahrungs-, Restaurierungs-, Archivierungs- und Erinnerungswahn scheint über das Land gekommen zu sein«, schreibt Silvia Bovenschen, »der sich mit seinem Gegenteil, dem barbarischen Kahlschlag, merkwürdig gut trägt. Die Flut besteht aus Zeitungsartikeln, Fernseh- und Rundfunksendungen, Talkshows [...] – der Zeitgeist bemächtigt sich unserer Erinnerungen« (RDS, 76).

Die künstliche Belebung des kollektiven Gedächtnisses ist die Kehrseite eines fortschreitenden Vergessens.<sup>63</sup> Das verraten einige weitere Wortschöpfungen, darunter *le devoir de mémoire*<sup>64</sup> und *les lieux de mémoire*,<sup>65</sup> die den *son et lumière* früherer Zeiten abgelöst haben. Hierhin gehören ebenfalls manche psychoanalytische Termini, die in die Umgangssprache oder den Jargon des Managements eingeflossen sind, darunter die »Trauerarbeit«, die »Ich-AGs« innerhalb des vom DSM-5<sup>66</sup> empfohlenen Zeitraums zu leisten haben. Freud dient hier in der Tat als Overcoat.

*In lingua veritas*, stellte Victor Klemperer zur Sprache des Dritten Reichs fest<sup>67</sup> und sah eine LQI (*Lingua Quarti Imperii*) in der DDR aufkommen. Vermutlich stecken wir heute, tiefer als wir es wissen können, in der Sprechblase des neoliberalen Weltimperiums. Der klar umrissene Ansatz der *LTI* ist dementsprechend auszuweiten; und dazu gehört kritische Differenzierung auch hier. Dass die Sprache mehr verrät als sie sagen will, gilt ja für jedes Sprechen, nicht nur den Orwell'schen Neusprech. Nicht das Vorkommen blinder Flecke, sondern deren Qualität ist das Entscheidende. Wolfs blindes Tasten nach einer »neuen Sprache« war die Kehrseite eines »Sprachekels«, der die drei Regimes, unter denen sie gelebt hat, einem Lügentest unterzog.

### 5. Die wüsten Flecke des Kapitals

Weder trauert Wolf dem politischen Regime der DDR nach, noch stimmt sie einer Kolonisierung derselben zu, die, anstatt »das Ende der Geschichte« (Fukuyama) einzuläuten, die »Vorgeschichte« (Marx) fortgesetzt hat. Wie ihre Büchner-Rede verweilt auch ihr Vortrag über den blinden Fleck bei der Figur des alten erblindeten Faust. Dass dieser um seiner Landnahme willen die Hütte eines ehrwürdigen Ehepaares opfert, wird als eine Urszene des Kapitalismus gedeutet und der Bogen, den sein Leben vom jugendlichen Sturm und Drang zur »tragischen Täuschung« des Großgrundbesitzers schlägt, als sinnbildliche bürgerliche Karriere. Eine Dämonie sei hier am Werk, die in letzter Konsequenz die Bewohnbarkeit der Erde gefährdet.

*Faust* ist, so gelesen, ein Cassandra-Ruf. Ob der alte Goethe das Aufkommen einer von Grund auf verkehrten Welt ahnte? Ob er auch deshalb, vielleicht halb bewusst, sein Manuskript versiegelte, ohne Hoffnung, seine warnende Einsicht könne die Nachwelt zu rettender Handlung bewegen? »Wir *sind* die Nachwelt. Wir wissen, was kam« (RDS, 93). Dem Planeten drohe Verwüstung. Unsere blinden Flecke seien für die »wüsten Flecke« der Erde »direkt verantwortlich«. Zu letzteren zählt Wolf den deutsch-deutschen Mauerstreifen, die entlaubten Wälder Vietnams, und die zerstörten Türme des World Trade Centers und zu den wüsten Flecken, an die wir uns leichter gewöhnen, »die immer absurder werden den abgesperrten Zonen um Zusammenkünfte von Politikern wie den G8-Gipfel, Gefängnisse, Irrenhäuser, Schulen, die zu Hochsicherheitstrakten werden, Raketenversuchsgelände. Die ganze schöne neue Welt« (RDS, 95). Diese Listen überschneiden sich mit den von Agamben aufgezählten »Nicht-Orten«, insbesondere den nationalsozialistischen Vernichtungs- und den heutigen Flüchtlingslagern.<sup>68</sup>

»Die Erde hat eine Haut; und diese Haut hat Krankheiten. Eine dieser Krankheiten heißt zum Beispiel: »Mensch«.<sup>69</sup> Wolf führt diese Krankheit mal auf das Patriarchat, mal auf die Logik des Kapitals, mal auf die Struktur des Gehirns zurück.

### 6. Herbst des Patriarchats

Fausts Erschauern vor den Müttern geht Wolf zufolge auf verschüttete Urzeiten und den ältesten, folgenreichsten blinden Fleck unserer Kultur zurück. Die Urangst vor der Frau habe das männliche Geschlecht bis heute dazu angetrieben, sie unschädlich zu machen. Es wäre, so betrachtet, eher der Mütter- als der Vätermord gewesen, der das Schicksal des Abendlands bestimmt hätte. Alle Spuren des Matriarchats sollten getilgt werden; seitdem hätte das Patriarchat nicht

aufgehört, sich totzusiegen.<sup>70</sup> Erst die Befreiung des weiblichen Geschlechts von den Mythen, die es bis zur Unkenntlichkeit entstellt haben, trüge zur wahren Entzauberung der Welt bei.

Immense Fragen tun sich hier auf. Hier nur folgende: Wie, wenn der Wille, die Weltgeschichte »mit anderem Blick« zu sehen, sie zugleich remythologisiert hätte? Besteht die Arbeit des blinden Flecks nicht auch darin, binäre Gegensätze zu unterwandern?<sup>71</sup> Inwieweit ist das Matriarchat eine wohldokumentierte Ära und nicht eine Rückprojektion?<sup>72</sup> Gehören nicht Gegenentwürfe wie *Kassandra* und *Medea* in mancher Hinsicht derselben Gattung an wie die großen Erzählungen, die sie ablösen wollen?

### 7. Verlust des verlorenen Postens

Wer wie *Kassandra* auf den blinden Fleck zeigte, wurde selbst dorthin verbannt: »Als »Seherin« unter Blinden steht die Frau auf verlorenem Posten. [...] Nach der Seherin verstummte, jahrhundertlang, die Dichterin. Männer übernahmen das ehemals weibliche Amt« (RDS, 93). In den letzten zwei Jahrhunderten sei eine lange Reihe deutscher Schriftsteller in die Armut, den Wahnsinn, das Exil und den Tod getrieben worden. Heute werden *Kassandras* Nachkommen mit Preisen bedacht, durch Akzeptanz neutralisiert und der Virulenz beraubt, die ihnen als Außenseitern noch blieb. Ihre Warnungen gelten als leidlich bekannt, werden entkernt, verpoppt, ins Feuilleton abgeschoben und so weiter und so fort. Die Benennung der Katastrophe wird als Katastrophismus, der Weckruf als Alarmismus abgetan.

Von »Sehern« und »Propheten« wollte schon Max Weber nichts mehr wissen. Visionen werden heute abwechselnd gefordert und verworfen. Sollte es eine *Kassandra* noch geben können, so wäre ihr Amt nicht mehr das klar umrissene, schon damals verschwindende, das sie sich in Troja oder Ost-Berlin herausnahm. Schuldzusammenhang und Grauzone haben heute kaum noch Grenzen oder Nischen. Gibt es »kein richtiges Leben im falschen«, dann gibt es dort auch keine richtige Kritik.

»Man steht bequem zwischen allen Fronten« (CWB, 319), notierte Wolf, nicht ohne Unbehagen. Aber der verlorene Posten von einst sei inzwischen selbst verloren.<sup>73</sup> Analoges galt schon in Baudelaire Prosagedicht *Perte d'Auréole* für den Heiligenschein, der dem Dichter auch deshalb abhanden kam, weil er sein eigener Lückenbüßer war. Unerträgliche Leichtigkeit – und Schwere – spätkapitalistischen Seins, wo so vieles zum verbilligten Wiedergänger seiner selbst geworden ist.

8. Eros kontra Thanatos: blinder Fleck gegen blinden Fleck

Die Gewaltbereitschaft des »schwarzen Blocks« war für Wolf die »unheimliche Kehrseite der Medaille« – ein blindwütiger Fleck in den Reihen des friedlichen Protests. Was nottat, war Treue zur gewaltlosen Revolution von 1989:

Ja, sie war in ihrer ersten Phase getragen von einer Utopie, ohne die derartige Volksbewegungen nicht denkbar sind, sie war auf ein Ziel hin aufgebrochen, das nicht zu verwirklichen war – soll man dieses Verkennen der Möglichkeiten, welche die historischen Verhältnisse hergaben, durch die damals Handelnden ihren »blinden Fleck« nennen? So wäre dieser Vorgang nicht nur negativ besetzt, sondern in bestimmten Situationen unverzichtbar, in denen die volle Einsicht in alle Zusammenhänge und Konsequenzen der widersprüchlichen Realität notwendige Bewegungen lähmen würde? (RDS, 83 f.)

Der blinde Fleck stünde demnach nicht mehr nur für die Hemmnisse der Utopie, sondern für diese selbst – für die Verhinderung ihrer Verhinderung, für das blinde Begehren, das ungeschriebene Blatt, das kurze Interregnum zwischen Ost und West. Am 4. November 1989 hatte Christa Wolf vor einer großen Menschenansammlung eine *wirkliche* Wende heraufbeschworen: »Stellt Euch vor, es ist Sozialismus und keiner geht weg!«<sup>74</sup>

Die Energien solcher Neugeburt gegen die Befürchtung der Karoline von Günderrode, mit der Wolfs Rede über den blinden Fleck schließt, »was mich tötet, zu gebären«: zwei Kräfte, mit- und gegeneinander im Kampf, jeder der blinde Fleck des anderen, ihn daran hindernd, das letzte Wort zu haben: so ginge es weiter, ohne schon »so weiter zu gehen«.

Freuds *Unbehagen in der Kultur* (1930) hatte ebenfalls mit einer blinden Hoffnung geschlossen: »Und nun ist zu erwarten, daß der andere der beiden ›himmlischen Mächte‹, der ewige Eros, eine Anstrengung machen wird, um sich im Kampf mit seinem ebenso unsterblichen Gegner zu behaupten. Aber [fügt Freud nachträglich hinzu] wer kann den Erfolg und Ausgang voraussehen?« (GS XIV, 506) Die zwei »himmlischen Mächte« werden hier zwischen Führungsstriche gesetzt. Was die Welt heute zusammenhält und entzweit, ist die profanste aller bisherigen Mächte – ein ökonomisches System, das sich als der allein übriggebliebene Sieger überall ausbreitet und, unser Freund und Feind zugleich, Leben und Tod aus demselben Füllhorn spendet. Dank seiner ungeheuren Leistungsfähigkeit leben große Teile der Weltbevölkerung erstmals unter einem Regime unnötiger Not und zunehmend überflüssig gewordener Arbeit. »Unsere absurde Lage besteht darin«, so Wolf, »daß wir von den zerstörerischen Mächten abhängig

sind; daß wir mit ihnen in einem Boot, richtiger: in einem Kriegsschiff sitzen und daß ihr Untergang uns mit hinabreißen würde« (RSD, 95). Die Titanic, die heute unter der Flagge *Too big to fail* segelt, läuft Gefahr, von *schmelzenden* Eisbergen überflutet zu werden.

Mit den Augen der ›Fremden‹ betrachtet, mutet diese Lage derart primitiv an, dass es ein Kinderspiel sein müsste, die Welt vernünftiger einzurichten. Lässt man sich hingegen als erwachsener Staatsbürger auf sie ein, dann erscheint sie aussichtsloser denn je. Wenn, wie Wolf abschließend spekuliert, der blinde Fleck hinter den Gegenständen »normaler« Verdrängung und Verleugnung steckt und »durch keine Anstrengung« mehr zu entschlüsseln ist (RDS, 94), dann könnte er sich inzwischen so tief vergraben haben, dass seine Mitarbeit kaum mehr denkbar wäre. Die »Arbeit des Negativen«, die den Tod »erträgt und in sich erhält« (Hegel), hätte sich zur stummen, blinden, auflösenden des Todestribs – des von Eros entkoppelten Thanatos – zurückgebildet: Entropie und Dystopie des blinden Flecks.

Die Geschichte des »kurzlebigen ›Tausendjährigen Reichs‹« war, so Levi, ein »Krieg gegen das Erinnern« (DUG, 28). Zur Geschichte des Kapitals gehört die Massenproduktion des Vergessens. Mit der tendenziellen Ausblendung von Vergangenheit und Zukunft um des nächsten Absatzes willen schrumpft der Horizont zum Erlebnis einer Gegenwart zusammen, die keine mehr ist – kein Hier, kein Jetzt, nur der leere Übergang, der schon vom nächsten verdrängt wird. Verdrängung ist dann kein psychischer Vorgang mehr, sondern ein ökonomischer Verwertungsprozess. Der Abgrund einer so entleerten, vollgestopften, zerrinnenden Zeit ist von dem des entfesselten Todestribs kaum zu unterscheiden. Beide wären pathologische Mutationen des blinden Flecks unter spätkapitalistischen Bedingungen.

Philosophen haben vom europäischen Nihilismus, vom nichtenden Nichts, vom Sturm des Fortschritts – alias des Vergessens – gesprochen. Christa Wolf sagte es mit schlichteren Worten. »Daß es kein Unglück gibt«, so endet *Was bleibt*, »außer dem, nicht zu leben. Und am Ende keine Verzweiflung außer dem, nicht gelebt zu haben« (WB, 93). Das stahlharte Gehäuse behutsam abzubauen, innerhalb dessen das Leben ungelebt weitergeht, dazu hat das gestresste, gelangweilte, resignierte Personal leider keine Zeit.

#### Anmerkungen

---

- 1 »Nicht, dass ich nichts weiß und alles fühle (wer kannte ihn wenn nicht ich?), aber sehen Sie, ich kann es nicht zu Papier bringen. Es gibt eine Art blinden Fleck, sagte sie, da, und berührte dabei ihre Stirn. Und wenn ich nachts nicht schlafen kann, kommt es mir vor, als werde ich sterben, ohne es getan zu haben.«

- 2 »Das Denken sollte einen blinden Fleck entwickeln, sooft sich ein gefährlicher Gedanke einstellte. Der Prozess sollte automatisch, instinktiv vor sich gehen. *Verbrechenstop* nannte man es im Neusprech.
- 3 »Die Utopie hat u.a. die Aufgabe, die blinden Flecke moderner Emanzipation auszumachen. [...] Kurzum, der Utopie neue »Fluchtlinien« nach einem anderen Nicht-Ort zu öffnen und nachzuzeichnen. [...] eine Art wilden Denkens, das [...] die Grenzen der Vernunft und deren blinde Flecke bestimmt.
- 4 Freud stößt erstmals auf das Phänomen der Nachträglichkeit in Zusammenhang mit der »Wiederkehr des Verdrängten«. Vgl. hierzu *Weitere Bemerkungen über die Abwehr-Neuropsychosen*, in: Freud, *Gesammelte Werke*, hiernach GW, Frankfurt/Main 1947, Bd. 1, 403). *Das Unheimliche* (GW XIV, 227–268) geht von der seltsamen Logik eines *Un-* aus, die den Satz vom Widerspruch partiell aufhebt: heimlich und unheimlich sind (nicht) identisch.
- 5 Verf., *Le travail de la tache aveugle*, in: *Europe*, Nr. 984, Paris 2011, 240–253.
- 6 Christa Wolf, *Nachdenken über den blinden Fleck*, in: dies., *Rede, dass ich dich sehe*, hiernach RDS, Berlin 2012.
- 7 Vgl. GW XIII, 69.
- 8 Vgl. Christa Wolf, *Auf dem Weg nach Tabou. Texte 1990–1994*, München 1996.
- 9 Erste Hinweise finden sich in *Die Dimension des Autors. Essays und Aufsätze. Reden und Gespräche 1959–1985*, hiernach DA, Frankfurt/Main 1990, 936–937.
- 10 Vgl. Christa Wolf, *Der Worte Adernetz. Essays und Reden*, hiernach DWA, Frankfurt/Main 2006.
- 11 Vgl. zu diesem Begriff Michel Foucault, *Histoire de la sexualité*, Bd. 3: *Le Souci de soi*, Paris 1984; Deutsch: *Die Sorge um sich*, Frankfurt/Main 1986.
- 12 Christa Wolf, *Stadt der Engel. The Overcoat of Dr. Freud*, hiernach SE, Frankfurt/Main 2010, 259, Wolf geht auf diesen Satz Volker Brauns ebenfalls in *Rücküberlieferung. Auf den Brief eines Freundes* ein. (Christa Wolf, *Werke in zwölf Bänden*, hiernach W, hg. von Sonja Hilzinger, München 2001, Bd. 12, 480–496).
- 13 SE, 411.
- 14 Vgl. hierzu Miguel Abensour, *L'Utopie de Thomas More à Walter Benjamin*, Paris 2000, 19.
- 15 Aber auch Splitter können zu Balken geraten. Der Wille zur Utopie sucht die Emanzipation vom Mythos, muss aber der Versuchung widerstehen, ihm zu verfallen. Vgl. hierzu Miguel Abensour, *Le procès des maîtres-rêveurs*, Paris 2000, 10–12.
- 16 Christa Wolf, *Was bleibt*, hiernach WB, in: W, Bd. 10, 61.
- 17 Christa Wolf, *Störfall. Nachrichten eines Tages*, hiernach SF, in: W, Bd. 9, 37.
- 18 »Le bonheur du phalanstère«, so Pierre Klossowski zu Charles Fouriers Utopie, »est un bonheur barbelé«; »Das Glück des Phalanstère ist von Stacheldraht umzäunt« (zit. in: Walter Benjamin, *Gesammelte Schriften*, hiernach GS, Frankfurt/Main 1972, Bd. 5, 785 f.).
- 19 »ABER«, fährt sie fort, »WOLLEN WIR DAS ÜBERHAUPT? KÖNNEN WIR DAS ÜBERHAUPT WOLLEN. IST ES NICHT ZU GEFÄHRLICH. ZU SCHMERZHAFT«.
- 20 Schon im Jahr seines Erscheinens war der ausweglose Ausweg jenes Buchs für Wolf keine Option mehr: »Wo die Zukunft ist? Das kann man nicht wissen, und es ist wahr, die alten Muster – Tod, Wahnsinn, Selbstmord – sind in diesen 170 Jahren verbraucht worden« (W, Bd. 12, 478).
- 21 Die Erzählfigur von *Stadt der Engel* fragt sich einmal, ob es eine »andere Lösung für die Konstruktion des menschlichen Auges gegeben hätte als die, es mit einem blinden Fleck auszustatten« (SF, 93).

- 22 Vgl. zum Motiv des Doppelgängers Freud, *Das Unheimliche*, insbes. 231–237.
- 23 Walter Benjamin, *Berliner Kindheit um neunzehnhundert*, in: GS, IV.1, 303 f. »Will ich in mein Stüblein gehn, / Will mein Müslein essen, / Steht ein bucklicht Männlein da, / Hat's schon halber gessen«: Benjamin setzt das – selber schon angefressene und halbierte – *gessen* stillschweigend mit *vergessen* gleich.
- 24 In seiner frühen Essaysammlung, *Blindness and Insight. Essays in the Rhetoric of Contemporary Criticism*, London 1971, arbeitet Paul de Man, der seinerseits zum Gegenstand einer – diesmal postumen – »Affäre« werden sollte, folgendes Muster bei einigen maßgeblichen Literaturkritikern seiner Zeit heraus: die tiefsten Einsichten kommen unter dem Schutz einer gewissen Blindheit zustande, paradoxer noch: werden durch diese bedingt. Es fragt sich auch hier, inwieweit der Diagnostiker aus eigenster Erfahrung spricht.
- 25 Die Stelle fährt fort: »WIE MAN, WENN MAN MITTEN DRIN STECKT, DURCH KEINE ANSTRENGUNG DAS MUSTER ERKENNEN KANN, DAS UNTER DEN ERSCHENUNGEN ARBEITET. WIE DER BLINDE PUNKT DAS ZENTRUM DER EINSICHT UND DER ERKENNTNIS ÜBERDECKT«.
- 26 In Christa Wolf, *Plusquamfutur II. Erinnerter Zukunft bei Volker Braun* (W, Bd. 12, 659).
- 27 Dies vermutet auch, jedoch mit ganz anderem Zungenschlag, ein *Spiegel*-Artikel vom 25.1.1993: »Manches im weitverzweigten Prosawerk der Autorin liest der Argwohn jetzt mit anderen Augen«. Die einzige Belegstelle, die dafür angeführt wird – der angeblich »verrätselte« Anfang von *Was bleibt* – wird gänzlich, obwohl mit souveränem Gestus, missverstanden.
- 28 Christa Wolf, *Von Büchnern sprechen*, hiernach VB, in: W, Bd. 8, 138.
- 29 Die Stelle fährt fort: »es fehlt uns etwas, ich habe keinen Namen dafür – aber wir werden es uns einander nicht aus den Eingeweiden herauswühlen.«
- 30 Dieser Refrain kehrt in *Kassandra*, hiernach K, in: W, Bd. 7, wieder (K, 366), wo er auf den Urgrund weist, den Frauen im Zustand der Entrückung berühren.
- 31 In seinem *Exkurs über den Fremden* hatte Georg Simmel die intellektuellen Tugenden dieser Figur auf deren intermediäre Position halb innerhalb, halb außerhalb der Gesellschaft bezogen. Zu solchen inneren Außenseitern zählte Hans Mayer Juden, Frauen und Homosexuelle.
- 32 Christa Wolf, *Kassandra. Voraussetzungen einer Erzählung*, hiernach KV, in: W, Bd. 7, 115.
- 33 »Der Mensch kann sich selbst nicht sehen«, fügt sie hinzu. »Er erträgt es nicht. Er braucht das fremde Abbild«.
- 34 »Ich habe nicht gesagt, dass er lügt. Ich habe gesagt, dass ich ihm nicht glaube«, so Felix Frankfurter, Richter am Obersten Gericht der Vereinigten Staaten zum Augenzeugenbericht eines polnischen Kuriers über das, was er 1943 im Warschauer Getto gesehen hat. Vgl. Claude Lanzmanns Film *Der Karski-Bericht* (2010).
- 35 »Im Neusprech überwog die Rücksicht auf leicht eingehenden Wohlklang *leuphonyl* jede andere Erwägung [...]« (Orwell, 1984, »Die Prinzipien des Neusprech«).
- 36 »Ich, Seherin, gehörte zum Palast. Und Eumelos war sich ganz klar darüber« (K, 305).
- 37 Theodor W. Adorno, *Minima Moralia*, Frankfurt/Main 1951, 254.
- 38 »Wie geht [...] Sprache mit nicht Vorhandenem um, das keine Eigenschaftswörter, keine Substantive an sich duldet, denn es ist eigenschaftslos [...]?« (WB, 238).
- 39 Näheres hierzu in meinem Aufsatz, *Was bleibt. Christa Wolfs vergangene Zukunft*, in: *Zeitschrift für kritische Theorie*, 38/39 (2014), 173–203.
- 40 Vgl. hierzu SA, 160–162.

- 41 »Der Kapitalismus war eine Naturerscheinung, mit der ein neuer Traumschlaf über Europa kam und in ihm eine Reaktivierung der mythischen Kräfte« (GS, V.1, 494).
- 42 Vgl. hierzu Hermann Vinke (Hg.), *Akteneinsicht Christa Wolf. Zerrspiegel und Dialog*, Hamburg 1993.
- 43 Hier bietet Heiner Müller einen erhellenden Vergleich. Er wettet jeden Verdacht ab, ohne sich eine Blöße zu geben. »Selbstkritik« übte er auf eigene Weise: so der ironische Titel des dritten Teils seines kurz nach der Maueröffnung erschienenen Gedichts *Fernsehen*, der mit der Zeile endet: »Welches Grab schützt mich vor meiner Jugend« (Heiner Müller, *Gedichte 1949-89*, Berlin 1992, 107).
- 44 Vgl. zu »Wende«, »Wendehals«, »wendig«, und »postwendend« Christa Wolfs Rede am 4. November 1989: *Sprache der Wende. Rede auf dem Alexanderplatz*, in: W, Bd. 12, 182 ff. Die hier zitierten Stichproben des »literarischen Volksvermögens« wenden die Propaganda der Wende gegen diese selbst.
- 45 Als Wolf der Archivarin sagt, die ihr ihre Akte bringt, sie habe »das vollkommen vergessen«, seufzt diese: »Das hören wir hier öfter!« (SE, 186).
- 46 Vgl. SE, 222, 312, 257, 93, 108, 141, 332, 49.
- 47 Ihre »Engelne« Angelina teilt ihr hingegen mit, dass der Gedanke, die Toten hätten eine Botschaft für die Lebenden, ein Aberglaube sei (SE, 413).
- 48 Die *FAZ* spricht wohlwollend von der »psychoanalytischen Ästhetik« dieses »merkwürdigen«, »bemerkenswerten« Buchs; die *Zeit* von der Bescheidenheit, zu der die »Mater dolorosa« des real existierenden Sozialismus sich durchgerungen habe; die *Süddeutsche* wirft dem Buch vor, nicht »Margaretes Roman« zu sein. Wolfs doppelter Lapsus so ihr Biograf Jörg Magenau in der *Tageszeitung*, zeige das Versagen ihrer ganzen Methode – der des »Durcharbeitens« –, die sie folglich hätte auswechseln sollen. Vielleicht gebe es kein numinoses Zentrum namens »blinder Fleck«, vielleicht seien Erinnerungen ein bloßes »Arsenal brauchbarer Erfindungen«. »Bewältigung, trotz alledem«, schließt Magenau. »Nur so funktioniert ihr Erzählen. Daraus besteht ihr Werk. Und das möchte sie eben doch nicht infrage stellen« (*Tageszeitung*, 26./27.6.2010). Das Gegenteil war der Fall: *Stadt der Engel* löst sich – freilich erst nach getaner Arbeit – vom Zwang zur Bewältigung ab. Drei »Verwandlungen« tun laut Zarathustra not, um zum guten Vergessen zu gelangen. Wolfs kundigster Rezensent scheint allen Ernstes zu glauben, man könne es billiger haben.
- 49 »Gedächtnislücken« genießen heutzutage eine derartige Akzeptanz, dass sie oft vor Gericht und anderswo als Alibi eingesetzt werden. Zur Floskel verkommen, wird der blinde Fleck jedoch umso opaker.
- 50 Christa Wolf, *Briefe 1952-2011*, hiernach CWB, hg. von Sabine Wolf, Berlin 2016, 922.
- 51 Primo Levi, *Die Untergegangenen und die Geretteten*, hiernach DUG, München 2015, 19. Das Kapitel »Das Erinnern der Wunde« (19–32) hat viel mit Wolfs Rede gemein.
- 52 Sigmund Freud, *Jenseits des Lustprinzips*, in: GW XIII, 41.
- 53 W.G. Sebald, *Luftkrieg und Literatur* (1997), München 2001, 7. Wolfs *Kindheitsmuster* zählt zu den Ausnahmen, die seine These bestätigen.
- 54 Giorgio Agamben, *Was von Auschwitz bleibt. Das Archiv und das Zeugnis*, hiernach WAB, Frankfurt/Main, 2003, 45.
- 55 In seiner Skizze *Das Medusenhaupt* (GW XVII, 45–48) deutet Freud das Starrwerden vor Schreck als eine Art Erektion, die der Kastrationsdrohung der Medusa standhält.
- 56 *Gespräch mit Gerhard und Christa Wolf*, in DA, 983.
- 57 Vgl. ebenfalls *Im Stein. Radierungen und Steindrucke von Helge Leiberg*, Rudolstadt 1998, 15. Doppelseite; abgedruckt in *Mit anderem Blick*, Frankfurt/Main, 2005, 19–34.

- 58 Vgl. Raoul Hilberg, *Täter, Opfer, Zuschauer. Die Vernichtung der Juden 1933-1945*, Frankfurt/Main 1992. Zu solchen Zuschauern (*bystanders*) gehören die Männer, die in einer berühmten Fabel Nietzsches auf dem Marktplatz herumstehen und sich über den »tollen Menschen« mokieren, der am helllichten Tage mit einer Laterne nach Gott sucht. Vom Gottesmord, den alle begangen haben, wolle keiner wissen; die Nachricht davon werde – wie in Kafkas *Kaiserlicher Botschaft* – noch jahrhundertlang unterwegs sein.
- 59 Bertolt Brecht, *Der Dreigroschenprozess*, in: ders., *Gesammelte Werke in 20 Bänden*, Frankfurt/Main 1967, Bd. 18, 161.
- 60 Hierhin gehört der Extremfall des »Doppeldenkens«: »Zu wissen und nicht zu wissen, sich der vollständigen Wahrhaftigkeit bewusst zu sein, während man sorgfältig konstruierte Lügen erzählte, gleichzeitig zwei einander ausschließende Meinungen aufrechtzuerhalten, zu wissen, dass sie einander widersprachen, und an beide zu glauben; die Logik gegen die Logik ins Feld zu führen; die Moral zu verwerfen, während man sie für sich in Anspruch nahm; Demokratie für unmöglich und die Partei für die Hüterin der Demokratie zu halten; zu vergessen, was zu vergessen nottat, es dann wieder ins Gedächtnis zurückzurufen, wenn es nottat, und es hierauf prompt wieder zu vergessen; und vor allem das gleiche Verfahren auf das Verfahren selbst anzuwenden« (Orwell, 1984, I, Kap. 3). »Auch war eine Art geistiges Athletentum nötig, die Fähigkeit zu entwickeln, in dem einen Augenblick mit der geschliffenen Logik vorzugehen und im nächsten die größten logischen Fehler zu übersehen. Dummheit tat ebenso not wie Klugheit und war ebenso schwer zu erreichen« (Orwell, 1984, III, Kap. 5).
- 61 Vgl. hierzu den Abschnitt »Kontinuitäten« im Katalogband *Topographie des Terrors*, Berlin 2016, 400–405; Lutz Hachmeister, *Weißer Flecken in der Geschichte des Bundesnachrichtendienstes*, in: *FAZ*, 13.5.2008; und zu einem späteren Fall geheimdienstlicher Machenschaften Wolfgang Kraushaar, *Die blinden Flecke der RAF*, Stuttgart 2017. Aufklärung über die blinden Flecke des gegenwärtigen NSU-Prozesses steht offenbar nicht bevor.
- 62 Vgl. hierzu die Kapitel *Diesseits von Gut und Böse* in Primo Levi, *Ist das ein Mensch*, München 1992, 92–103 und *Die Grauzone* in: DUG, 33–70.
- 63 Vgl. hierzu Benjamins Diagnose des Historismus, die eine Allianz zwischen Geschichtsschreibung und Tourismus ahnen lässt: »Die falsche Lebendigkeit der Vergewärtigung, die Beseitigung jedes Nachhalls der ›Klage‹ aus der Geschichte, bezeichnet ihre endgültige Unterwerfung unter den modernen Begriff der Wissenschaft« (GS I.3, 1231). *Vision: Erinnerung 2025*, so der Titel des »Erinnerungskonzepts Kolonialismus«, das die Bremer Bürgerschaft der Grünen 2015 lancierte. Ein »Partizipationsmodell«- »weiße akademische Ansätze« und »schwarzes Erfahrungswissen« – sei entwickelt worden, das seinem Museumsbesucher oder/und Stadtfleaneur neuen Typs« in die Lage versetze, »nicht mehr bloßer Empfänger musealer Botschaften« zu sein, sondern deren »Mitgestalter« zu werden (*Der Weserkurier*, 7.12.2016). Dem folgte 2017 eine Ausstellung in der Kunsthalle Bremen: *Der blinde Fleck. Bremen und die Kunst in der Kolonialzeit*. Die verspätete »Aufarbeitung« des blinden Flecks geht mit der weiteren Arbeit desselben in dem Maße einher, als sie deren wahre Dimensionen verkennt. Der Wurm steckt schon in Begriffen wie »Kulturgut«, »Erbe«, und »Weltkulturerbe«, wie auch in der Institution des Museums. Vgl. hierzu die Vierte und Sechste von Benjamins *Thesen* (GS I.2, 696), Edward Said, *Kultur und Imperialismus*, Frankfurt/Main 1994, und, aus aktuellem Anlass, Mirjam Brusius, *Das Humboldtforum ist nur der Anfang*, in: *FAZ*, 28.9.2017.

- 64 Rituell verordnete Erinnerung ist keine mehr. Levi gab hingegen zu bedenken, dass »Zeremonien und Feiern, Monumente und Fahnen« nicht »immer und überall zu tadeln seien. Eine gewisse Dosis an Rhetorik ist wohl unumgänglich, wenn die Erinnerung überdauern soll« (DUG, 16). Ansonsten gilt »Rhetorik« bei Levi als gefährliche Vereinfachung.
- 65 Vgl. in Anlehnung an Pierre Nora (Hg.), *Les lieux de mémoire*, Paris 1984–1992, Etienne François, Hagen Schulz (Hg.), *Deutsche Erinnerungsorte*, München, 2001. Diese geschichtsträchtigen Orte gehören jedoch einem französischen Anthropologen zufolge demselben »hypermodernen« Zeitalter an wie die geschichtslosen »Nicht-Orte«, gegen die sie sich abheben (Marc Augé, *Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit*, Frankfurt/Main, 1994).
- 66 Fünfte Ausgabe des amerikanischen Referenzwerks *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders*.
- 67 Vgl. Victor Klemperer, *LTI. Notizbuch eines Philologen* (1947), Berlin 1998 sowie hierzu meinen Artikel »In lingua veritas. LTI« mit und gegen Klemperer gelesen, in: *Identités/Existences/Résistances, Réflexions autour des Journaux 1933-1945 de Victor Klemperer*, in: *Germanica*, 27 (2000), 103–146.
- 68 Vgl. das Schlusskapitel von Giorgio Agamben, *Homo Sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben*, Frankfurt/Main 2002.
- 69 Friedrich Nietzsche, *Von großen Ereignissen*, in: ders., *Also Sprach Zarathustra*, II Teil (= Friedrich Nietzsche, *Werke in drei Bänden*, hg. von Karl Schlechta, München 1954, Bd. 2, 385).
- 70 Vgl. Max Horkheimer, Theodor W. Adorno, *Dialektik der Aufklärung*, Amsterdam 1947, die Odysseus' Überlistung der Sirenen als Urszene des herrschaftlichen westlichen Subjekts deutet.
- 71 Vgl. hierzu u. a. Jacques Derrida, *Platons Pharmazie*, in: ders., *Dissemination*, Wien 1995, wonach *pharmakos* – was Gift wie Heilmittel bedeuten kann – keiner binären Logik gehorcht. Wir sahen: dies gilt ebenfalls für das Unheimliche und die Utopie.
- 72 Die meisten Ethnologen leugnen nicht, dass es matrilineare Gemeinschaften gegeben hat, stellen aber die Annahme einer matriarchalen Ära welthistorischen Ausmaßes in Frage. Diese Debatte währt seit Jahrzehnten. Bachofens *Mutterrecht* ist, so Benjamin 1935, eine »wissenschaftliche Prophetie«, deren gewaltige Kräfte sowohl faschistische als auch sozialistische Theorien genährt habe (GS II.1, 227, 229).
- 73 »Ein Posten ist vakant.« So beginnt ja die letzte Strophe in Heines Gedicht *Enfant perdu*. Das fängt an: »Verlorner Posten in dem Freiheitskriege ...«. So spricht heute niemand mehr. Ich glaube, es gibt diesen »Posten« nicht einmal mehr. Die Zeiten und die Ziele haben sich geändert« (*Bei mir dauert alles sehr lange*, in: *Zeit*, 29.9.2005).
- 74 Wolf, *Sprache der Wende*.